

Nachrichten der Initiative Denkmalschutz



Editorial

Jede Epoche hat bauliche Manifestationen hervorgebracht, die sich allgemeiner Hochschätzung erfreuen und deren Erhaltung außer Frage steht. Das betrifft die Tempel der Antike, die Kathedralen des Mittelalters und die Schlossbauten des Barock. Das Zeitalter der Industrialisierung jedoch, das wie kaum ein anderes Zeitalter unser Leben und Denken verändert hat, hat diesen Status noch nicht er-

reicht. Ihre spezifischen Bauwerke – Fabriken und Kraftwerke, Bahnhöfe und Wassertürme - haben in Österreich noch nicht die Wertschätzung, die sie verdienen würden.

Zwar wurde die Semmeringbahn Weltkulturerbe; andere unbestreitbare Höhepunkte der Industriearchitektur jedoch sind in der Vergangenheit abgerissen worden (Wollzeugfabrik Linz) oder sind in ihrem Bestand akut ge-

fährdet (Spinnerei Teesdorf, unser Titelbild). Vom Denkmalschutz zwar wahrgenommen, aber hilflos ausgeliefert dem Druck nach kommerzieller Verwertbarkeit, erfordern die spröden Zeugen des Industriezeitalters, deren Schönheit sich oft erst auf den zweiten Blick entfaltet, unsere besondere Aufmerksamkeit.

Mag. Wolfgang Burghart

Die Initiative Denkmalschutz ist ein unabhängiger Verein für den Schutz bedrohter Kulturgüter in Österreich

www.initiative-denkmalschutz.at – Streichergasse 5/12, 1030 Wien – Telefon: +43 (0)699 1024 4216 – eMail: office@idms.at

Inhalt

Seite 2	Impressum
Seite 3	Industriearchitektur in Wien
Seite 6	unvergessen - Die Linzer Wollzeugfabrik
Seite 7	Industrie und früher Stahlbetonbau in Österreich
Seite 10	Robert Oerleys Zeiss-Fabrik in Wien-Breitensee
Seite 11	Die Sendeanlage Bisamberg und andere existierende MW/KW-Rundfunksender in Österreich
Seite 14	Marienthal: Es begann in der Theresienmühle ...
Seite 17	Historische Wassermühlen – Konzepte statt Denkmalrezepte
Seite 18	Sie ist noch zu retten: Diagnose und Therapie für die Badlwandgalerie
Seite 20	Das Wasserkraftwerk Pernegg 1925–1928
Seite 22	Die Glockensammlung Pfundner
Seite 24	Die Wiener Straßenmöblierung
Seite 26	Gasometer: Ausstopfen oder kreativ nutzen?
Seite 28	Die Zinkhütte Döllach im alten Kohlbarn von Großkirchheim - Teil I
Seite 32	Das Oberstbergmeisteramt in Obervellach – eine gelungene Revitalsierung
Seite 33	kurzmeldungen
Seite 35	Veranstaltungen / Termine

<http://www.initiative-denkmalschutz.at>

Impressum

Medieninhaber und Herausgeber:
Verein Initiative Denkmalschutz
(ZVR-Zl. 049832110), Streicherg. 5/12, 1030 Wien, Österreich. e-Mail: office@idms.at, <http://www.initiative-denkmalschutz.at>, Tel. +43(0)699 1024 4216

Denkma[i] | ISSN: 2219-2417
Chefredakteur: Mag. Wolfgang Burghart
Redaktion: Markus Landerer, Claus Süß
Layout: Ing. Viktor Zdrachal, Wolfgang Holba
Nachdruck nur mit Genehmigung der Autoren
Redaktionsschluss: 8. Februar 2011
Mitgliedsbeitrag: € 25, ermäßigt (Zusendung von Druckwerken als .PDF per email): € 20, Förderer: € 250
Bankverbindung: BLZ 20111, Konto-Nr. 28938762500
BIC: GIBAAWW, IBAN: AT86 20111 289 387 625 00

Grundlegende Richtung: Information der Vereinsmitglieder über Aktivitäten des Vereins und Problematiken im Bereich des Denkmalschutzes in Österreich. Namentlich gekennzeichnete Artikel geben die Meinung der Autoren wieder und stimmen nicht unbedingt mit jener der Redaktion überein.

Bildnachweis (Abb.): Christian Almeder [<http://almeder.at>]: 16; Archiv der Stadt Linz [<http://linz.at>]: 7; Asisi Visual Culture GmbH: 40, 42; Walter Brummer [<http://www.wabweb.net>]: 17-19; Wolfgang Burghardt: 2-6, 9, 39, 41; H. Chmela / R. Smetana [<http://www.hcrs.at>]: 15; Rudolf Franz Ertl: 47-48; Leopold Ferch: 58; Initiative Florastraße: 61; Ute Georgeacopol: 8, 10-11; Peter Haslebner: 51; Kai Uwe Holtin: 31-32; Martin Kupf: 37-38, 60; Helmut Lackner: 14, 63; Markus Landerer: 1, 49-50, 57, 62; Reinhard Müller: 20-26, 59; ÖNB: 44; Martin Pfundner: 34-36, 55; Maria Ranacher: 43, 45-46; Rolao [<http://de.wikipedia.org>]: 56 (GNU Freie Dokumentationslizenz v1.2 +); Mario Ruml: 29; Erich J. Schimek: Titelbild, 12, 52; Stefan Siebenhofer: 27; Wolfgang Simanko: 53-54; Verbund AG: 33; Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins, 1916: 13; Jens Uwe Zipelius: 28, 30;

Wir haben uns bemüht, sämtliche Inhaber von Bildrechten ausfindig zu machen. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung vorliegen, ersuchen wir um Meldung an obige Adresse.

Titelbild: Teesdorfer Baumwollspinnerei



Abb. 1: Das Altgebäude Arbeitersiedlung Marienthal (NÖ) kurz vor dem Abriss 2008. Unsere Initiative Denkmalschutz hat in einer Presseaussendung den Abbruch bedauert (siehe: <http://idms.at> - Meldungen Wien-Umgebung). Denn das Altgebäude (ehem. Theresienmühle) galt als eines der wichtigsten Bauwerke im Ensemble der Arbeitersiedlung, die „herausragende sozial- und architekturgeschichtliche Bedeutung“ besitzt (Zitat Dehio - Kunstdenkmäler Österreichs, Hrsg. Bundesdenkmalamt).

Lesen Sie mehr über die Arbeitersiedlung auf S. 14-16. Film 2. Mai und Führung am 7. Mai (siehe S.35)

Industriearchitektur in Wien

Wien war und ist nicht nur Kultur- und Musikstadt, ebenso war und ist die Bundeshauptstadt auch Industriemetropole, ein Umstand, der jedoch we-

gegenwärtigen Globalisierung; aber auch mit mangelndem Bewusstsein für den Wert des industriellen Erbes. Industrieanlagen stehen noch immer

Regionen und wirtschaftliche Krisen veränderten bestimmte Branchen grundlegend – der Fahrzeugbau etwa verschwand ab den 1960er Jahren



Abb. 2: Die Fassadengiebel der ehem. Waagner-Biro-Werkshallen präsentieren sich inmitten von Heimwerkerbedarf.

nig im kulturellen Bewusstsein verankert ist. Als Hauptstadt der Monarchie bündelte sich in Wien fast zwangsläufig auch die industrielle Produktion, wengleich wegweisende Entwicklungen teilweise in anderen Regionen (etwa dem südlichen Niederösterreich, dem „Industrieviertel“) stattfanden. Das Profil der Industriestadt Wien zeigte eine große Bandbreite, die vom Maschinenbau bis zur Lebensmittelindustrie reichte und nicht wenige namhafte Unternehmen, deren Aktionsradius oftmals die gesamte Monarchie umfasste, waren in Wien ansässig.

Was ist davon in baulicher Sicht noch erhalten? Kurz gesagt: denkbar wenig. Das hat natürlich mit den wirtschaftlichen Verwerfungen seit dem Zweiten Weltkrieg zu tun, bis hin zur

in dem Ruf, Quellen von Staub und Schmutz zu sein, die man gerne aus dem Stadtgebiet verbannt wissen möchte. Die Erkenntnis ihres Denkmalswertes stellte sich erst in den 1980er Jahren ein, auf dem weiten Weg zu erfolgreichen Revitalisierungsprojekten ging viel an historischer Substanz verloren, was überlebt hat, war öfters das Ergebnis des Zufalls oder weil Vorhandenes weiter wirtschaftlich nutzbar und adaptierbar war.

Die Verlustgeschichte an industrieller Bausubstanz setzt mit dem Wiederaufbau ein: deutliches Zeichen ist die Abtragung aller Wiener Großbahnhöfe und ihr Ersatz durch mittlerweile wieder umbau- oder abbruchgefährdete Nachfolgebauten. Abwanderung von Betrieben aus innerstädtischen

fast völlig aus Wien.

Von der „Arena“ zur „Gasometer City“

Mitte der 1970er Jahre schließlich scheint sich ein Umdenken im Umgang mit leeren Fabriken anzukündigen. Der zündende Funke (der allerdings kein Feuer entfachte) war in Wien die „Arena-Bewegung“ und die damit verbundene Besetzung des ehemaligen Auslandsschlachthofes in St. Marx (1976): Stillgelegte Industrie wurde von einer rebellierenden Jugend als vielfältig bespielbarer „Alternativ-Raum“ entdeckt. Das in der Folge am erfolgreichsten umgesetzte Projekt stellt wohl das „WUK“ (Werkstätten- und Kulturhaus) in den Gebäuden der ehemaligen Siglschen

Lokomotivfabrik in der Währinger Straße 59 dar. Parallel dazu setzte auch die wissenschaftliche Aufarbeitung dieses Teils des architektonischen Erbes ein: 1984 erschien der erste Band der „Baudenkmäler der Technik und Industrie in Österreich“ von Manfred Wehdorn und Ute Georgeacopol-Winischhofer, der eine erste diesbezügliche Bestandsaufnahme lieferte. Betrachtet man aus Sicht des Denkmalschutzes die Entwicklung der letz-

stand in der Folge auch das wichtigste österreichische Industriemuseum, das Museum Arbeitswelt Steyr. In Wien dagegen wird als Alternative zum Abbruch der Umbau zu Hotels, Wohnungen oder Büros zur verbreiteten Lösung – und dies nur selten mit geglücktem Ergebnis: Der Hotelumbau des ehemaligen städtischen Getreidespeichers am Handelskai etwa ließ von der charakteristischen Aura des riesigen Lagerhauses nur die

vorgeblendet und wirken gerade aufgrund ihres ungleich höheren ästhetischen Wertes wie aus einer anderen Welt. Gelungener wirkt der Umbau der ehemaligen Schokoladefabrik Viktor Schmidt & Söhne in Simmering (Geiselbergstraße 26 – 32) zum Wohn- und Geschäftspark „Alpha-Factory“ (1991-93). Hier blieb der das Straßenbild bestimmende Backsteinbau erhalten, moderne Ergänzungen übertrumpfen ihn nicht in seiner Wirkung; im Hofbereich schließlich evozieren Stahlgittergerüste die industrielle Vergangenheit. Dass ein modernes Weiterbauen am historischen Bestand glücklich verlaufen kann, beweist auch der Umbau der ehemaligen Brotfabrik des Ersten Wiener Consumvereins in Ottakring (Hasnerstraße 123) zu Loftwohnungen und Büros (1999-2001). Das vielleicht schönste Beispiel einer denkmalgerechten Sanierung stellt wohl der prächtige Fabriksbau der ehemaligen Handschuhfabrik Zacharias in Nussdorf (Boschstraße 62) dar, in der sich die Wiener Niederlassung einer bekannten Werbeagentur einquartierte. Unternehmen der Kreativbranche und Künstler sollen auch in der derzeit in Umbau begriffenen „Ankerbrotfabrik“ in Favoriten (Absberggasse 35) ein Domizil finden. Die Planungen lassen ein campusähnliches Areal erwarten, in dem die historische Architektur erlebbar bleibt. Wien würde damit verspätet sein Vorzeigebispiel einer innovativen Industrie-Neunutzung erhalten.

Solch Fälle einer kreativen Neunutzung sind in Zeiten der Wachstums- und Profitmaximierung selten, und so steht den Positivbeispielen eine ungleich höhere Zahl an Verlusten entgegen: in den letzten Jahren wurden ganze historische Ensembles zerstört: 2007 fiel der größte Teil der Mautner-Markhof-Werke in Simmering (Simmeringer Hauptstraße 101 – 103) der Spitzhacke zum Opfer. Die dort geplante Wohnhausbebauung lässt allerdings auf sich warten, das Gelände liegt nach wie vor brach (vgl. Abb. 4-5). Schneller ging es auf den Gründen der Liesinger Brauerei (Breitenfurter Straße 372 – 380), die 2010 fertig gestellte Wohnhausanlage samt Einkaufszentrum hat bis auf die Brauhaus-Restauration alle baulichen Spuren des ab 1838 gewachsenen historischen Komplexes zerstört. Aktuell sind Abbrüche im Bereich der „Inzersdorfer“-Konservenfabrik (Dra-



Abb.3: Teile der Ankerbrotfabrik erwartet ein Umbau zum Künstlerquartier – im Bildvordergrund der alte Kornspeicher

ten dreißig Jahre, kann die Bilanz nur ernüchternd ausfallen: Einigen wenigen Rettungen und gelungenen Sanierungen stehen schmerzhafteste Verluste gegenüber: beim Durchblättern des oben genannten Werkes fällt auf, dass etwa ein Viertel der beschriebenen Bauwerke verloren gegangen ist, darunter so bedeutsame Objekte wie die um 1850 errichtete Tabakfabrik am Rennweg oder der 1916 errichtete Stahlbetonbau der Automobilfabrik Gräf & Stift in Sievering. In Wien schienen die europaweit zu beobachtende „Wiederentdeckung der Industriekultur“ verspätet und abgeschwächt anzukommen – im Gegensatz etwa zu den Bundesländern. In Oberösterreich und Niederösterreich fanden immerhin verdienstvolle Landesausstellungen statt (1987: „Arbeit Mensch Maschine - Der Weg in die Industriegesellschaft“ in Steyr; 1989: „Magie der Industrie“ in Pottenstein) – aus dem oberösterreichischen Beitrag ent-

blöße Kubatur übrig. Der viel publizierte Umbau der Simmeringer Gasometer in „Wohnsilos“ enttäuschte im Ergebnis auch viele Architekturkritiker.

Erhaltung und Abbruch

Im Zeichen der Postmoderne war es gelegentlich auch ausreichend, zitathaft an die industrielle Vergangenheit eines Ortes hinzuweisen: Die einst größte Sargfabrik der Monarchie in Wien-Penzing, die in ersten Planungen teilweise erhalten werden sollte, musste schließlich einem Wohnhausneubau (1996) weichen – einzig ein Schlot wurde in die neue Wohnhausanlage integriert und ragt nun verloren in die Höhe. Ähnliches gilt für die Fassadenfront der ehemaligen Werks hallen von Waagner-Biro in Stadlau (Erzherzog-Karl-Straße 127) Sie wurden der anspruchslosen Gebrauchsarchitektur eines Baumarktes (1997)

schestraße 107) im Gange, demnächst wird die mächtige „Burg“ des ehemaligen Perlmooser-Zementwerks in Rodaun (Kaltenleutgebner Straße 22) fallen. Und damit sind nur die pro-

die erhaltenen Teile der Stadlauer Malzfabrik genießen etwa laut der vom Bundesdenkmalamt im Internet veröffentlichten Denkmalliste den zu fordernden Schutz. Auch bei der Man-

zu schützen, löste heftige und überzogene Reaktionen seitens der Politik hervor; vom Hemmschuh Denkmalschutz, der Arbeitsplätze gefährdet, war die Rede. Für die Zukunft der letz-



Abb. 4: Ansicht der ehem. Hefe- und Spiritusfabrik Mautner Markhof von der Mautner-Markhof-Gasse 2004 ...



Abb. 5: ... dieselbe Situation im Jänner 2011

minenten Fälle benannt, zahlreiche kleine, kaum bekannte, aber trotzdem erhaltungswürdige historische Fabriken verschwanden, ohne Aufsehen zu erregen: die Süßwarenfabrik Egger in Nussdorf (Bachofengasse 1 - 3), die ehemalige Geldschrankfabrik Wiese in Favoriten (Hasengasse 18), die Ofenfabrik Meller in Liesing (Franz-Parsche-Gasse 14), der Kraftwerksbau der ehemaligen ÖFA-Akkumulatorenfabrik (Siebenhirtenstraße 12) sind nur ein paar Beispiele aus den letzten fünf Jahren.

Auch wenn im Einzelfall Relikte der historischen Anlage erhalten bleiben, bedauerlich ist gerade der Verlust des Ensembles. Denn eine „Fabrik“ bestand so gut wie nie aus einem Gebäude, sondern stellt im Idealfall einen Komplex aus Produktionshallen, Kraftzentrale mit Schlot, Magazinen und Verwaltungsgebäuden dar, dazu oft noch Arbeiterwohnhäuser und Fabrikantenvilla. Diesen Mikrokosmos Fabrik anschaulich nachzuvollziehen, ist in Wien kaum noch möglich. Am ehesten bietet sich diese Gelegenheit noch beim ehem. AEG-Elin-Gelände in Stadlau (Dr.-Otto-Neurath-Gasse 1-7), das in fast singulärer Weise denkmalgeschützt und zudem als städtische Schutzzone ausgewiesen ist. Anderswo mangelt es diesen Schutz: weder die Hafenanlagen Albern noch

ner-Süßwarenfabrik in Hernals, dem bedeutendsten Wiener Industriekomplex, der noch in seiner angestammten Verwendung steht, gelang es nicht, Denkmalschutz durchzusetzen. Der Versuch des Denkmalamtes im Jahr 2005, die in weiten Teilen original erhaltene Anlage im Grundbestand

ten historischen Reste Wiens als Industriestadt gilt daher wohl: mit weiteren Verlusten ist zu rechnen... |

Mag. Wolfgang Burghart

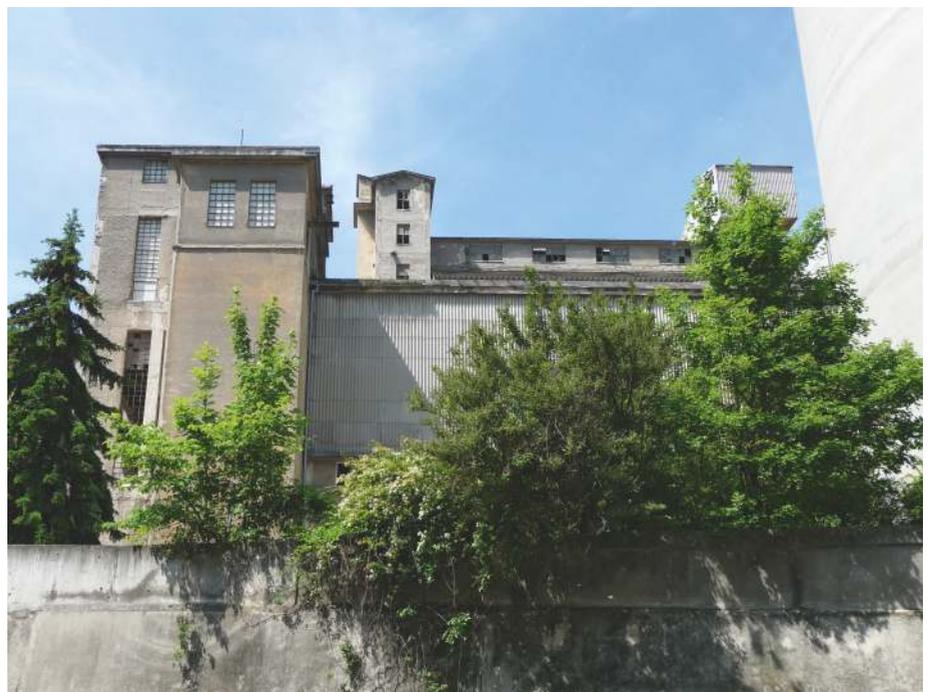


Abb. 6: Der wie eine moderne Burg wirkende Gebäudekomplex des ehem. Zementwerks Rodaun soll Wohnhäusern weichen.

Die Linzer Wollzeugfabrik

Früher Untere Donaulände 68 - Heute Gruberstraße 1 und 2

„Oesterreich über alles, wann es nur will“ lautet der Titel eines 1684 erschienenen Buches, das zu den Standardwerken eines damals neuen wirtschaftspolitischen Konzeptes gehört: dem Merkantilismus. Philipp Wilhelm von Hörnigk hatte die enormen Ressourcen der habsburgischen Erblande erkannt und in diesem Buch als „wohlmeinenden Fürschlag“ zusammengefasst. Im Zeitalter des Absolutismus wuchs der Geldbedarf der Herrscher für Hofhaltung, Verwaltung und Heer. Eine aktive Handelsbilanz gehörte zum Axiom des Merkantilismus. Mit der Errichtung großgewerblicher Betriebsformen versuchte man kostengünstige Massenware herzustellen und mit Gewinn abzusetzen. Diesem Zweck diente eine ebenfalls für den Merkantilismus typische Produktionsform: die Manufaktur. In großen Betriebsanlagen wurde nach den Regeln von Arbeitsteilung und Serienfertigung hauptsächlich in Handarbeit (manus = Hand, factura = das Machen) Waren hergestellt. Staatliche Privilegien und hohe Schutzzölle boten Anreize für die Gründung solcher Unternehmen.

Unter diesen Voraussetzungen entstand 1672 die „Zeug und Catis“-Fabrik in Linz. Im Gegensatz zu anderen derartigen Betrieben überlebte das von Christian Sint gegründete Unternehmen, wiewohl häufige Besitzerwechsel als Indiz für die Kinderkrankheiten einer neuen Betriebswirtschaftsform gelten können. Schließlich ging die Wollzeugfabrik 1754 von der Orientalischen Compagnie in staatlichen Besitz über. Zu diesem Zeitpunkt waren hier bis zu 12.000 Menschen beschäftigt. Die wenigsten davon arbeiteten in der Manufaktur direkt, sondern stellten in Heimarbeit am Spinnrad das Rohmaterial für die Weiterverarbeitung der Schafwolle her. Ab 1774 waren auch

Unfreiwillige im Einsatz: Häftlinge, Landstreicher und Bettler. 1791 erreichte man mit 49.000 Beschäftigten den Höhepunkt. Danach drosselte die Baumwolle die Nachfrage nach Schafwollzeugnissen.

Das Überleben der Manufaktur sicherte der maschinell hergestellte Fußteppich. Die Idee dazu stammte von



Abb. 7: Die Linzer Wollzeugfabrik 1891, von der Donauseite aus

Konrad Sörgl von Sorgenthal, der 1796 mit sechs Webstühlen die Teppichproduktion aufnehmen ließ. Der Siegeszug des Linzer Teppichs mit seinem vielfältigen Blumendekor nahm seinen Lauf. Der größte je in Linz erzeugte Teppich mit mehr als 10 Metern Länge und neun Metern Breite war für das „kaiserliche Appartement in Wien“ bestimmt (1828). Das Unternehmen fühlte sich zum „Range einer Kunstanstalt erhoben“. Doch auch solche Sternstunden konnten ein stetes Sinken der Nachfrage nicht verhindern. Staatliche Zuschüsse hielten den Betrieb mühsam aufrecht, bis man 1850 die „K.K. Aerial Wollzeug-, Tuch- und Teppichfabrik zu Linz“ an einen Privatunternehmer verkaufte. Die Gebäude wurden danach als Tabakfabrik und auch als Kaserne genutzt. Der architektonische Wert der 1726 nach Plänen von J.M. Prunner erbauten Anlage wurde schon damals verkannt, ähnelte sie doch eher einem

herrschaftlichen Anstalt als einer Fabrik. Das Hauptgebäude hatte die stolze Länge von 110 Metern zur Donauseite, der Ost- und der Westflügel maßen je 62 Meter. In der Mitte des Hofes erhob sich ein wappengeschmückter Turm. Ein französischer Dachstuhl (Mansarddach mit Schopf) gab dem ganzen eine besondere Note. Ab 1774 entstand eine zweite Vierflügelanlage (56 x 51 Meter) neben dem Hauptgebäude. Kaiserin Maria Theresia sorgte dafür, dass eine Kapelle eingerichtet wurde.

Das alles hätte für den Erhalt dieses einzigartigen Objektes und für seine Neunutzung als Sitz einer Kultureinrichtung gesprochen. Leider setzten sich auch in diesem Fall die destruktiven Kräfte durch. Der Verzicht auf Reparaturen führte zum Einsturz des Daches. Als „Ratzenstadt“ verschrien, führte man nun auch Seuchengefahr als Grund für unabweichlichen Abriss an.

1969 war es soweit. Pioniere des Bundesheeres sprengten das verkannte Baujuwel. Die starken Mauern leisteten zähen Widerstand, sodass Nachsprengungen notwendig wurden. Ein Spektakel der besonderen Art für Tausende Schaulustige. 1980 wurden dann auch Magazin und Werkstättengebäude mit Dynamit beseitigt, um Platz für durchschnittliche Wohn- und Bürobauten zu schaffen. Stehen geblieben ist lediglich das so genannte Zwirner Stöckl.

Wie hieß es in der sonntäglichen ORF-Radio-Kabarett-Sendung „Der Watschenmann“ in solchen Fällen: „Ausverkauf – großer kultureller Ausverkauf – wir geben ‘s billig!“ |

Dr. Edgard Haider

Industrie und früher Stahlbetonbau in Österreich

Historische Entwicklung und aktuelle Situation

Die ersten typisierten Industriebauformen entstehen in Europa Ende des 18. Jahrhunderts in der Textilindustrie. Die baugeschichtliche Entwicklung der Textilfabrik wird, zuerst in Großbritannien, später auf dem Kontinent von einem unermüdlichen empirischen Prozess begleitet. Weberei- und Spinnereibauten sind die ersten, auf mechanisierte Arbeitsprozesse ab-

geleiteten Industriebau. Die Königsdisziplin des frühen Textilbaus ist der wasserkraft-, später dampfkraftbetriebene Spinnereigeschoßbau. Seit den 1890er Jahren wird sie zur anspruchsvollsten und innovativsten Bauaufgabe, für welche frühzeitig das Zusammenspiel von Architektur, Mensch und Maschine erarbeitet wird.

Mit dem Ziel, größere Unabhängigkeit von den Marktführern Großbritannien und der Schweiz zu erlangen – und



Abb. 8 (oben): Die Zigarettenpapierfabrik Jacob Schnabl & Co (später SAMUM) in Wien Heiligenstadt (1909, Architekt Philipp Jakob Manz), Foto vor 1980 ...

Abb. 9 (unten): ... und nach erfolgter Sanierung, 2010

gestimmten Industriearchitekturen. Der Geschoßbau für den Spinnereibetrieb und die eingeschobige Shedhalle für den Weberei- und Ausrüstungsbetrieb sind die beiden Hauptbautypen. Beide durchlaufen im 19. Jahrhundert eine rasante Entwicklung von der einfachen Maschinenhülle zum multifunktionalen, prozessorien-

nach dem Vorbild des nach 1900 vorrangig für die Automobil- und Maschinenbauindustrie realisierten US-amerikanischen Industriebaus – werden für die Textilindustrie in Deutschland durch den Stuttgarter Architekten

Philipp Jakob Manz (1861-1936) und wenig später in Österreich durch Bruno Bauer (1880-1938) Werkanlagen realisiert, die, basierend auf dem neuen Baustoff Stahlbeton neu entwickelte Organisationsschemata, Geschoßbauten als Tageslichtfabriken und Grundrisse ermöglichen, die den rationalisierten Arbeitsablauf und pro-

blemlose Erweiterungsmöglichkeiten garantieren.

Die Spinnerei Teesdorf – ein Hauptwerk des "Architekten und Spezialingenieurs für industrielle Anlagen" Bruno Bauer

Das Oeuvre des Ingenieurarchitekten Baurat Dr.-Ing. Bruno Bauer ist in der Geschichtsschreibung wenig beachtet. Der Großteil seines Schaffens im Raum der österreichisch-ungarischen Monarchie bis zum Ende des Ersten Weltkriegs und danach bis 1938 in Österreich ist nicht bekannt, wichtige Fabrikbauten sind bereits zerstört oder durch Umbauten entstellt worden. Ebenso wurde Bruno Bauers ideeller Hintergrund bisher weder beschrieben noch analysiert und gewertet. Bruno Bauer wurde 1880 in Wien geboren, die Familie stammt aus Deutschbrod (Havlíckuv Brod) im südöstlichen Böhmen. In Prag absolviert er das Bauingenieurstudium an der Deutschen Technischen Hochschule, wo er von Joseph Melan im Ingenieurbau und in der neuen Bautechnik des Eisenbetons unterrichtet und nachhaltig geprägt wird. Nach Eröffnung seines Ingenieurbüros 1907 in Prag erhält er 1908 vom damaligen Direktor der Teesdorfer Textilfabrik, dem Dichter Hermann Broch, den ersten großen Planungsauftrag für einen Spinnereihochbau nach den neuesten Erkenntnissen der englischen Textilindustrie. In dem im niederösterreichischen Industrieviertel gelegenen Teesdorf wurde bereits 1803 mit der Baumwollspinnerei begonnen, Bauers Neubau darf als Musterbeispiel des "modernen" Textilbetriebs am Beginn der Entwicklung des Stahlbetonbaues gelten.

1911 verlegt Bauer seinen Wohnsitz nach Wien und gilt binnen kürzester Zeit als führender Industriebau-Architekt in Österreich. Zwischen 1907 und 1930 führt sein Büro insgesamt etwa 380 Projekte und Bauten aus, bis über 30 in einzelnen Jahren. Darüber hinaus veröffentlicht er zahlreiche Aufsätze zu Grundsatzfragen des Industriebaues und der wissenschaftlichen Betriebsführung und setzt sich im Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein für die Interessen seines Berufsstandes ein. Allerdings stellt er noch 1916 in einem Vortrag

fest, dass es bis dahin an den österreichischen Hochschulen kein Lehrprogramm einer bestimmten Fakultät für das Spezialgebiet des Industriebaus gäbe. Der Spezialist müsse sich den für ihn gültigen Lehrplan selbst zusammenstellen und vieles durch praktische Lebenserfahrung ergänzen. Denn es gäbe kaum ein Wissensgebiet, das er nicht in großen Zügen beherrschen müsste.

Während des Ersten Weltkriegs wird Bruno Bauer als Ingenieur-Leutnant einberufen und plant im niederösterreichischen Blumau südlich von Wien, eine Reihe von Bauprojekten für die staatliche Rüstungsindustrie. Auch nach Kriegsende wird Bauer mit der Planung zahlreicher Industrieanlagen betraut. Viele große ausländische Industrieunternehmen, wie August Borsig in Berlin oder die Skodawerke-Aktiengesellschaft in Pilsen, bedienen sich seiner als Berater für Projektierungen.

In den Jahren 1930-32 und 1933-34 ist Bruno Bauer Präsident der Ingenieurkammer Wien. Aber die Zeit wirft ihre Schatten voraus: Sein Ansuchen um Lehrbefugnis für das Fachgebiet des Industriebaus an der Wiener Technischen Hochschule wird 1935 unter dem Vorwand, die Arbeiten würden keine "leitenden Gedanken des Industriebaus" enthalten, vom Berufungsausschuss abgelehnt. 1938 emigriert Bauer nach England, wo er bereits Ende desselben Jahres an den Folgen einer Operation stirbt. – Die Fachrichtung Industriebau wird an der TH Wien erst 1973 institutionalisiert.

Bruno Bauers schärfster und einziger Konkurrent in Österreich-Ungarn bis

zum Ende der Monarchie war der um zwanzig Jahre ältere Stuttgarter Architekt Philipp Jakob Manz. Nachdem Manz 1905 eine Filiale in Wien eingerichtet und seine Tätigkeit auf Österreich-Ungarn, Bayern und Schlesien

Taylor (1856-1915) und aus eigenen Erfahrungen und theoretischen Überlegungen hat Bruno Bauer seine Methode der systematischen Industrieplanung entwickelt und angewandt.



Abb. 10: Historische Gesamtaufnahme der Teesdorfer Baumwollspinnerei

ausgedehnt hatte, erhielt er in Österreich mehrere Aufträge der Großindustrie: 1908 entstand die Zigarettenpapierfabrik Jacob Schnabl & Comp. in Wien-Heiligenstadt, 1913 die Österreichische Waffenfabrik Steyr und die Flugmotoren- und Automobilfabrik in Steyr, 1916/17 die Wiener Automobilfabrik Gräf & Stift in Oberdöbling (1983 abgebrochen) und 1917 bis 1921 die Großmaschinenhalle der A.E.G.-Union Elektrizitäts-Gesellschaft in Wien-Hirschstetten. – Gegenüber Manz kann sich Bauer in den 1920er Jahren als Fachmann für Betriebsprozesse und Stahlbetonbau durchsetzen. Aus seiner Kenntnis wissenschaftlicher Theorien, der Betriebsorganisation nach Frederick Winslow

Verluste – ungewisse Zukunft – kreative Ideen?

Die architektonischen Zeugnisse der Industrialisierung stehen seit einer spätestens 1980 in der Textilbranche einsetzenden Stilllegungswelle vor einer ungewissen Zukunft. Die Nachnutzung der oft großen und das Ortsbild prägenden Baulichkeiten bereitet vielerorts Probleme. Abgesehen von der Tatsache, dass die staatliche Unterschutzstellung in diesem Bereich noch immer nicht ausreichend erscheint, ist das Bewusstsein für den Wert des industriellen Erbes in Österreich gering, und Aktivitäten in diesem Bereich sind fast ausschließlich auf lokale Initiativen beschränkt. Dem 2006 veröffentlichten Standardwerk Gerhard A. Stadlers über „Das industrielle Erbe Niederösterreichs“ sind bislang noch kaum Schritte in Richtung einer verstärkten Sicherung und Restaurierung der Objekte im Sinne einer vollwertigen Industriedenkmalpflege gefolgt. Auch eines der interessantesten Fabrikgebäude Bruno Bauers in Wien, die 1913 am Handelskai errichtete und 1928 erweiterte Lokomotiv- und Schiffsinjektorenfabrik Alexander Friedmann, ist in den vergangenen Jahren der Spitzhacke zum Opfer gefallen. Für die besonders bedrohten Bauten der Textilindustrie scheint sich eine Zukunft abzuzeichnen, die im besten Fall signalhafte Einzelbruchstücke belässt, während der Rest, zerstört oder bis an die Grenze der Unkenntlichkeit verändert,



Abb. 11: Die 2008 abgerissene Lokomotiv- und Schiffsinjektorenfabrik Alexander Friedmann am Wiener Handelskai (1913, Architekt Bruno Bauer), Foto vor 1980

kaum imstande sein wird, von seiner industriellen Vergangenheit zu berichten.

Das muss aber nicht so sein: Europa-weit gibt es positive Beispiele für die Bewertung des Industriellen Erbes: In



Abb. 12: Ansicht der Teesdorfer Spinnerei (1908, Architekt Bruno Bauer) ...

meist eine gänzliche Veränderung der Innenstruktur mit sich bringen. Eine völlige Entkernung sehen etwa vorliegende Umbaupläne für die 1801 als erste Maschinenspinnerei Österreichs gegründete Spinnerei in Pottendorf vor. Der noch erhaltene Bauteil, ein mächtiger Sichtziegelbau von 1894, steht

de Pregarten revitalisiert und 2000 als Zentrum für Kultur- und Regionalentwicklung "Bruckmühle" (Bahnhofstraße 12) eröffnet; eine bislang ungewöhnliche Lösung hat man für die 1907/08 errichtete ehem. Baumwollspinnerei in Linz-Kleinmünchen gefunden, deren Abbruch 1986 durch eine Bürgerinitiative verhindert werden konnte: 1998-2001 wurde die Anlage nach einem Architektenwett-

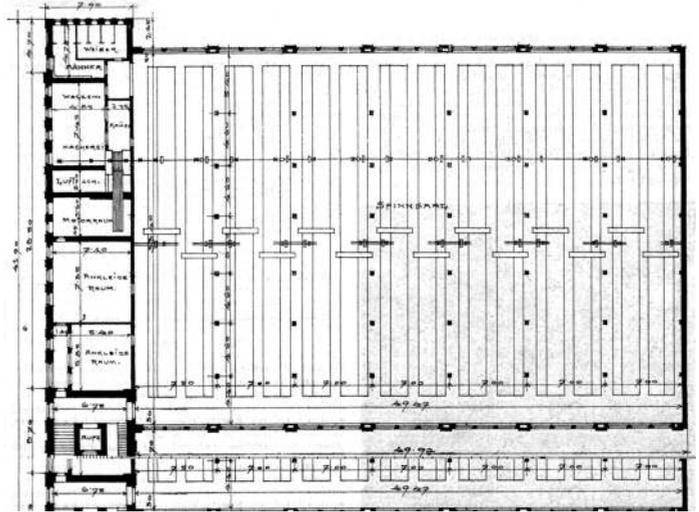


Abb. 13: ... und Grundriss des Gebäudes

Deutschland ist die von Manz geplante ehemalige Rüstungsfabrik in Karlsruhe sorgsam restauriert und – als Zentrum für Kunst und Medientechnologie - adaptiert worden. In Wien wurde die ebenfalls von Manz stammende Zigarettenpapierfabrik in Heiligenstadt (s. oben) saniert und in ein neu entstandenes Einkaufszentrum integriert. Gleichzeitig sind an vielen Standorten Teilabbrüche und Totaldemolierungen zu verzeichnen. Zunehmend häufig sind, obwohl problematisch für den Denkmalcharakter, Umwidmungen zu Wohnungen, die

seit Jahren leer und zeigt die Spuren fortschreitenden Verfalls.

Ebenso ungenutzt und verfallen bietet sich die Spinnerei in Teesdorf dar, von der nach Schleifung der meisten älteren Bauteile aus dem 19. Jahrhundert nur mehr der Bauersche Produktionstrakt mit seinem charakteristischen Wasserturm steht. Mit kreativen Nutzungs- und Finanzierungsmodellen könnten sowohl die allgemeine Ratlosigkeit, was die Zukunft des Bauwerks betrifft, als auch die finanzielle Hürde, die einer Sanierung im Wege steht, vielleicht doch überwunden werden.

Einige gelungene Beispiele aus Österreich sollen hier als Vorbild genannt werden: 1986/87 entstand am Wehrgraben in Steyr das Museum Arbeitswelt (Verein Museum Industrielle Arbeitswelt); 1987-95 wurde die ehem. Tabakfabrik in Krems-Stein (Dr.-Karl-Dorrek-Straße 30), erbaut 1919-1922, zur Donau-Universität Krems umgestaltet (NÖ Landesregierung, Stadtgemeinde Krems); 1997-99 wurde in Pregarten die ehem. 1907/08 erbaute Steingutfabrik vom Land Oberösterreich und der Gemein-

bewerb als Kirche und Pfarrzentrum (Linz-Auwiesen, Rädlerweg 65) revitalisiert. Die ehem. Leinen- und Baumwollwarenfabrik in Haslach an der Mühl konnte 2001-03 zum Technologie- und Dienstleistungszentrum Donau Böhmerwald Bezirk Rohrbach mit Dienstleistungseinrichtungen, Gastronomie und den Sammlungen des Haslacher Webereimuseums umgestaltet werden.

Die wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Denkmalwerte wie auch die baukünstlerischen Qualitäten der Fabrikensembles erfordern einen verantwortungsvollen, sensiblen Umgang bei Neunutzung und Revitalisierung. Es gibt weltweit, aber auch in Österreich, eindrucksvolle Beispiele, die aufgrund von Architektenwettbewerben zu innovativen Lösungen geführt haben. |

Dr.^a Ute Georgeacopol-Winischhofer

ID Standpunkt:

Die Initiative Denkmalschutz fordert - wie schon 2009 im Zuge einer Pressekonzferenz - die Unterschutzstellung der Teesdorfer Spinnerei und mahnt an diesem Beispiel ein, die kulturelle Verantwortung für das industrielle Erbe wahrzunehmen. Es ist an der Zeit, in Verhandlungen zwischen Eigentümer, Kommune und Land Niederösterreich ein Rettungs- und Neunutzungskonzept zu entwickeln.

Robert Oerleys Zeiss-Fabrik in Wien-Breitensee

Zum Zeitpunkt der Industriegründung in Wien lag der von den „Zeiss-Werken“ – gegründet 1846 vom Feinmechaniker Carl Zeiss in Jena und 1875 von seinem Nachfolger Ernst Abbé in eine Stiftung umgewandelt – erworbene, topografisch erhöhte und exponierte Standort im Westen Wiens in unverbautem Gebiet. Die Firma war seit 1902 in Wien mit einer Zweigniederlassung und seit 1912 mit einer Fabrik vertreten, als sich der von der Kriegskonjunktur und Rüstungsproduktion des Ersten Weltkriegs profitierende Jenaer Konzern entschloss, in Wien eine neue Fabrik zu errichten. Die Planung wurde dem bereits arrivierten Architekten Robert Oerley übertragen, der sich mit repräsentativen Einfamilienhäusern und Villen (Villa Wustl, Auhofstraße 13-15) sowie mit dem Sanatorium Luithlen (Auserspergstraße 9) profiliert hatte. 1909 beteiligte er sich am Wettbewerb für den Neubau des Technischen Museums, kam jedoch, wie viele seiner berühmten Kollegen, nicht zum Zug. Die 1916/17 errichtete, solitäre, fünfgeschoßige Fabrik in der Abbégasse 1 wirkt wie ein mächtiger Burg- bzw. Schlossbau, wenn man von der Observatoriumskuppel absieht. In Sichtweite zur 1902 bis 1907 errichteten Kirche am Steinhof von Otto Wagner bildet sie ein Pendant zur dekorativen Goldkuppel dieser Kirche. Bereits unter Zeitgenossen galt die dominante Fabrik als „ein Wahrzeichen der westlichen Bezirke“.

Die Wirkung des Baus resultiert wesentlich aus der Gliederung des lang gestreckten Baukörpers. Zwei vorkragende, oktagonale Risalite an den Schmalseiten umfassen den langgestreckten, vierzehnschigen Trakt wie eine Klammer. Über dem glatt verputzten Sockelgeschoß mit abgescrägtem Gesims erhebt sich der vertikal gegliederte Bau. Die beiden über vier Geschoße aufragenden Eckrisalite verfügen an den Ecken über breitere Lisenen, dazwischen an der Längsfassade und Stirnseite über je vier, an den schmäleren Eckseiten über eine Fensterachse. Diese beiden, den Mitteltrakt überragenden Baukörper enden in einer markanten Abtrepung in der Dachzone, die über die Fassade vorkragt. Der dreigeschoßige Mitteltrakt wird vollflächig durch breitere Holzverbundfenster geglie-

dert. Die Traufenkante der Eckrisalite und der Grat des Mansardendaches bilden eine das Gebäude umfassende Linie auf einer Höhe. Sockelgeschoß und Dachzone geben der vertikal orientierten Fassade eine horizontale Einfassung.

Die Qualität der Architektur zeigt sich auch in den Details der Fassadengestaltung mit den konischen Querschnitten der Betonpfeiler zwischen den Fenstern, den rechteckigen Putzfeldern in den Lisenen und Parapeten, der Profilierung der auskragenden Gesimse, den Ochsenaugen-Fenstern im

tektonische Hülle des Zeiss-Gebäudes seine konkreten Inhalte als Industriebau. Nur die Kuppel gibt einen Hinweis auf die Produktion optischer Instrumente und der fein strukturierte Mittelteil mit der regelmäßigen Fensterfront signalisiert einen modernen Verwaltungsbau.

Zeiss nutzte das Gebäude nur bis 1926. Ende der 1920er-Jahre zogen die von Philips übernommenen „Wiener Radiowerke“ in das Gebäude ein. Leider beeinträchtigt die von Philips 1961/64 erfolgte Bebauung des Grundstücks die ursprüngliche Wir-



Abb. 14: Historische Ansicht der Zeiss-Werke in Wien Breitensee

Mansardendach oder den Glasbausteinen in den Schrägen des Mansardendachs (heute überdeckt). Unter der Traufenkante in den glatten Verputz der Lisenen der beiden Eckrisalite sind die beiden Jahreszahlen „1916“ und „1917“ sowie die übereinandergelegten und gerahmten Anfangsbuchstaben des Firmengründers „CZ“ eingegritzt.

Konstruktiv ist das Zeiss-Gebäude eines der frühen Eisenbeton-Skelettbauten in Wien mit einer engen, doppelten Stützenreihe im Inneren über vier Geschoße. Im Dachgeschoß bot der freigespannte Stahlbetonrahmen des Mansardendachs Platz für eine stützenfreie Montagehalle. Nach Friedrich Achleitner („Österreichische Architektur im 20. Jahrhundert“ Bd. III/2, S. 76) „verschleiert“ die archi-

kung des Gebäudes entscheidend. Zudem erfolgte damals eine bauliche Verbindung mit dem Zeiss-Gebäude über vier Geschoße.

Nach der Absiedlung von Philips und dem Ankauf der Liegenschaft durch die Republik stand das Zeiss-Gebäude seit 1983 nach § 2 des Denkmalschutzgesetzes ex lege unter Denkmalschutz, doch stellte das Bundesdenkmalamt das Objekt auf Grund seiner Bedeutung 1988 als Einzeldenkmal unter Schutz. Seit den späten 1980er-Jahren wird es vom Technischen Museum Wien als Depot genutzt. |

Dr. Helmut Lackner

iD-Führung Zeiss-Fabrik
am 26.8.2011 (siehe S.36)

Die Sendeanlage Bisamberg und andere existierende MW/KW-Rundfunksender in Österreich

Bis vor einem Jahr besaß der an der nördlichen Stadtgrenze von Wien liegende Bisamberg ein technisches Denkmal von ganz besonderer Art. Zwei schlanke abgespannte Stahlmasten ließen den eher flachen Berg von fast allen Seiten schon aus der Ferne erkennen. Diese Riesen, von denen einer mit 265 Meter Höhe das höchste Bauwerk Österreichs darstellte, waren die nach außen sichtbaren Zeichen des Senders Wien auf Mittelwelle (MW). Mit der 2010 erfolgten Zerstörung dieser Antennen wurde nicht nur die vertraute Silhouette des Bisambergs verändert, sondern auch ein Stück österreichischer Rundfunkgeschichte teilweise zu Grabe getragen.

Geschichte des Senders Bisamberg

Als 1924 der Vorgänger des Österreichischen Rundfunks, die Radio Verkehrs AG (RAVAG), ihren Betrieb aufnahm, befand sich der erste Sender mit 350 Watt (W) Leistung, ab 1925 mit 700 W, auf dem Dach des Heeresministeriums am Stubenring. Die große Begeisterung unter der Wiener Bevölkerung verbunden mit der geringen Reichweite der Aussendungen ließen schnell einen besseren Standort innerhalb der Stadt suchen. Gefunden wurde dieser 1925 auf dem Wasserspeicher des Rosenhügels. Hier konnte nun mit 7 Kilowatt (kW), ab 1928 mit 15 kW eine weitaus größere Bevölkerungszahl in Wien und Umgebung erreicht werden.

Im Laufe der nächsten Jahre zeigte sich, dass auch dieser Standort aufgrund vieler unerwünschter Störungen (z. B. vorbeiführende Straßenbahnen) den Hörgenuss einschränkte und vor allem das westliche Umland der Stadt kaum erreicht werden konnte. Bei einer neuerlichen Suche nach einem geeigneten Standort und vielen Versuchsmessungen mit Fesselballonantennen fiel schließlich die Wahl auf den Bisamberg. Hier wurde nun 1932-33 der erste österreichische Großsender mit 100 kW errichtet. Da der neue Standort außerhalb der Stadt in einem fast gänzlich unbebauten Gebiet lag, wurde es notwendig, neben Sender und Antenne auch ei-

ne eigene Stromversorgung mit Generatoren, eine Wasserversorgung und ein Wohngebäude für das Personal zu errichten.

Dies konnte in einem schlichten, architektonisch der Zeit angepassten L-förmigen Gebäudekomplex untergebracht werden, der sich in Betriebs-

Apparateraum, im Obergeschoß der Sendersaal mit dem 100 kW Sender. An diesen schloss nun rechtwinkelig ein Eingangsbereich mit Stiegenhaus an und in weiterer Folge der lang gestreckte leicht in Bogenform dem Gelände angepasste Wohntrakt, der auch einige Büros beherbergte.



Abb. 15: Die Mittelwelle-Sendeanlage Bisamberg, 1959 - 2010

gebäude und Wohntrakt aufteilte. Das Betriebsgebäude bestand aus drei Gebäudeteilen: Im westlich gelegenen Block, der mit vier schmalen, fast über gesamte Gebäudehöhe reichenden Fenstern ausgestattet ist, wurde die Dieselmotoren zur unabhängigen Stromversorgung untergebracht. In ihr fanden drei mächtige Schiffsdieselmotoren (2 x 500 PS, 1 x 400 PS)* mit den dazugehörigen Generatoren Aufstellung.

Der zweite, niedriger gehaltene Gebäudeteil - die Maschinenhalle - verfügte über Transformatoren, Umformer und Gleichrichter, um sämtliche notwendigen Spannungen für den Sender aber auch für die 220 Volt (V)-Netzversorgung der gesamten Anlage herzustellen.

Der dritte Teil, der Sendertrakt, war äußerlich dem ersten gleich gehalten, jedoch im Inneren in zwei Etagen geteilt. Im Erdgeschoß befand sich der

Im Osten hinter den Gebäuden befand sich die Antennenanlage mit den beiden ca. 130 m hohen Antennentürmen, wobei nur der nähere zu senden hatte. Der zweite, ein sog. Reflektor, erhöhte die Reichweite Richtung Westen.

Die gesamte Anlage entsprach damals den neuesten Erkenntnissen. So war ein selbst strahlender Metallmast, wie er am Bisamberg aufgestellt wurde, zu dieser Zeit einmalig in Europa. Die Form von zwei mit der Basis aneinander verbundenen Pyramiden war dadurch bedingt, die Anzahl der Halteseile (Pardunen) so gering wie möglich zu halten aber trotzdem starken Stürmen zu trotzen.

1938 wurde mit dem „Anschluss“ Österreichs die RAVAG vom Deutschen Reichsrundfunk übernommen und damit auch deren Sender. In diese Zeit fällt auch eine neue Stromversorgung über Freileitung, die Dieselmotoren

ren dienten seither nur mehr als Notstromaggregate.

1945 erfolgte die Sprengung der Antennenanlage, des Sendertraktes und Teilen der Maschinenhalle durch abziehende SS-Truppen. Eine Zerstörung der Dieselzentrale konnte durch das beherzte Einschreiten der Mitarbeiter in letzter Minute verhindert werden. Danach wurden sehr bald von den Besatzungsmächten neue Sender in Wien (Thaliastraße, Schönbrunn, Wilheminenberg, Argentinierstraße) zur Versorgung der Bevölkerung mit den von ihnen erstellten bzw. genehmigten Programmen aufgestellt.

Erst 1950 wurde mit einem provisorisch aufgestellten Sender im intakten Stiegenhaus mit 35 kW über eine kurze Antenne an Stelle der ursprünglichen vom Bisamberg gesendet. Von 1952-1959 beherbergte der Bisamberg auch mehrere Kurzwellensender, die dann nach Moosbrunn (s.u.) verlegt wurden.

Nach der Besatzungszeit konnte wie-

sorgen hatte. Technisch gelangten nun vier fast identische 120 kW Sender zur Aufstellung, wobei jeweils zwei für jedes Programm zu einer Sendeleistung von 240 kW zusammen geschaltet werden konnten.

Weiters wurden zwei dreieckige Stahlrohrgittermaste aus Kronstorf bei Linz hergebracht, die dort nach 1945 von den Amerikanern (mit 274 m und 137 m) errichtet und betrieben wurden. Der erstere wurde nun auf dem Bisamberg mit insgesamt neun Pardunen (je drei in drei Ebenen) in der Nähe des ursprünglichen Antennenstandortes auf 265 m verkürzt neu aufgestellt und der andere mit 120 m für das zweite Programm mit ebenfalls neun Pardunen südlich vom Gebäude, um gegenseitige Beeinflussungen der Aussendungen so gering wie möglich zu halten.

Zur Versorgung der Antennen wurden oberirdische Zuleitungen (Feederleitungen) von den Sendern zu den jeweiligen Abstimmhäuschen bei den

das Engagement einiger vom Mittelwellenfunk begeisterter Privatpersonen und auch ORF-Mitarbeiter wurde ab 1997 Radio1476 mit einem Alternativ- und Minderheitenprogramm vom Sender Bisamberg mit 60 kW ausgestrahlt (einer der vier 120 kW mit halber Leistung).

Während des Jugoslawienkrieges wurde 1999 nochmals für etwa 3 Monate mit 600 kW gesendet, um die dortige Bevölkerung mit Weltnachrichten zu erreichen. 2003 löste schließlich ein neuer digitaler Transistorsender alle älteren Modelle ab, die aber erhalten blieben.

Am 1.1.2009 um 00:10 wurde mit dem Sender Bisamberg der MW-Rundfunk in Österreich endgültig abgedreht.

Am 24.2.2010 erfolgten wieder Sprengungen am Bisamberg, um die beiden Antennenmasten zu zerstören (kleiner Mast um 12:42, großer Mast um 15:01 Uhr). Danach wurde ein Pardunenfundament des Nordmastes entfernt. Seine beiden anderen, die drei vom Südmast und fünf von acht aus 1933 sind noch vorhanden. Alle vier Mastfundamente und drei Abstimmhäuser stehen 2011 noch, wurden aber teilweise geplündert, da zeitweise die Türen offen standen. Ein 8 m-Stück des Nordmastes liegt in einem benachbarten Acker.

Was blieb vom einstigen Glanz?

Durch die Zerstörung der Antennen ist ein Sendebetrieb nicht mehr möglich. Erhalten geblieben sind in der Dieselzentrale die drei großen Schiffsdieselmotore mit den Generatoren aus 1932. Theoretisch könnten sie nach einer Wartung den Betrieb wieder aufnehmen.

In der Maschinenhalle steht im Erdgeschoß der in Containerbauweise hergestellte 600 kW-Sender von 1975. Auch er könnte nach einer gründlichen Überholung wieder eingeschaltet werden. Darüber befindet sich das Bedienpult für die Stromversorgung und deren Überwachung.

Im Sendertrakt liegt im Obergeschoß der Sendesaal mit dem Panoramafenster.

Hier stehen zwei fast identische Bedienpulte für die beiden Sendefrequenzen. Dahinter sind mit Eisentüren abgetrennt die jeweiligen Doppelsender aufgestellt. Jede der Türen führt zu einer der Sendestufen, wodurch



Abb. 16: Fragment des Nordmastes Bisamberg vor dem Sendergebäude, Jänner 2011

der an den Neubau dieser Sendeanlage gedacht werden. Dabei musste der Sendertrakt, Teile der Maschinenhalle, die Antennenmaste uvm. neu errichtet werden, außerdem wurde die Anlage zur Abstrahlung von zwei Hörfunkprogrammen ausgebaut.

Der Neubau des Sendertraktes orientierte sich zwar an den Fundamenten des Vorgängerbaus, doch wurde die Symmetrie zur Dieselzentrale nicht wieder hergestellt und ein eigenständiger Baukörper geschaffen, der sich an den im Inneren befindlichen Apparaten und Einrichtungen orientierte. Auffallend ist dabei das große Panoramafenster in Richtung Süden, welches den Senderaum mit viel Licht zu ver-

Masten geführt.

Um den Österreichischen Rundfunk in den damaligen Ostblockländern noch besser empfangen zu können, wurde 1975 ein neuer 600kW-Sender angeschafft, der im ehemaligen Apparateraum Aufstellung fand.

Da der Mittelwellenrundfunk durch den Einsatz der UKW-Sender immer weniger gehört wurde und nach 1989 eine Übertragung mit großer Reichweite immer mehr an Bedeutung verlor, wurde 1995 der Betrieb aller verbliebenen MW-Stationen in Österreich (142 im Jahr 1978) beendet. In der Folge wurden fast alle MW-Sender abgerissen (Klagenfurt, Salzburg, Innsbruck-Aldrans, Linz usw.). Durch

der Aufbau des Senders sehr klar gegliedert ist. Es besteht die Möglichkeit von der Rückseite über weitere Türen zu den Sendestufen zu gelangen. Auch hier könnte eventuell zumindest einer der vier gleich aufgebauten Sender wieder eingeschaltet werden.



Abb. 17: Die Mittelwelle-Sendeanlage Lauterach, 2007

Gegenüber des Panoramafensters sind zahlreiche Mess- und Überwachungsgeräte untergebracht, die für beide Doppelsender genutzt werden können. Im Erdgeschoß ist der neue digitale Transistorsender aufgestellt. Ein Vergleich eines der 120 kW-Sender mit dem 600 kW Sender (jeweils Röhrensender) und dem Transistorsender zeigt die enormen Fortschritte, die die Elektronik innerhalb von nur 50 Jahren gemacht hat.

Sender Graz-Dobl

Im Gegensatz zum Sender Bisamberg, der über keine Antennen mehr verfügt, gibt es in Dobl bei Graz einen komplett erhaltenen 100 kW Mittelwellensender samt 156 m hohem Mast aus dem Jahr 1941 (damaliger "Reichsrundfunk") samt Notstromaggregat (1050 PS, Baujahr 1939). Dieser war bis 1.3.1984 in Betrieb, der Sendemast konnte durch Vermietung als Antennenträger für ein privates UKW-Programm einem Abbruch entgehen. Auch ist es gelungen, Sender, Notstromaggregat und Abstimmhaus zu renovieren und als technisches Denkmal zu erhalten. Diese Sendeanlage wäre nach erforderlichen Rückbauten und Überholungen wieder betriebsfähig.

Sender Lauterach

Zwei ehemalige MW-Antennenmaste existieren in Lauterach bei Dornbirn aus dem Jahr 1933 (damals Landessender Vorarlberg). Gesendet wurde anfangs mit 500 W, ab 1935 mit 5 kW, ab 1951 mit 12 kW, 1955-95 mit 25 kW, dazwischen 1977-87 mit 50 kW. Von 1955-77 wurde auch ein zweites Programm mit 10 kW gesendet.

Moosbrunn

In Moosbrunn, 20 km südöstlich von Wien, befindet sich seit 1959 Österreichs letzte Kurzwellenrundfunkanlage (anfangs mit 5 Sendern vom Bisamberg). 1960-1987 wurde die Anlage schrittweise erweitert und umfasst heute ca. 7 Sender (mit 50-500 kW) und ca. zehn Antennen unterschiedlicher Bauform (Reusen-, Rhombus-, logarithmisch-periodische, Quadrant-, Doppelwand- und Drehstandantennen) auf einem ca. 80 ha großen Areal.

Seit 2008 sendet der ORF nur mehr Ö1 und Fremdprogramme, durch Verlagerung des Interesses auf das Internet steigt die Gefahr einer weiteren Reduzierung oder gar gänzlichen Auflassung dieser Station.

Denkmalschutz

Laut Aussage des Denkmalamtes im Jahr 2010 stehen die gesamte Anlage in Dobl bei Graz und auf dem Bisamberg das Betriebsgebäude mit den Dieselgeneratoren, der Senderraum mit den vier 120 kW Sendern und sonstige Einrichtungen aus 1959 unter Denkmalschutz. Der 600 kW Sender und der Transistorsender dürfte, wie bei einer Führung am Bisamberg zu erfahren war, noch verkauft werden, was aber beim 600 kW Sender wegen seines Alters eher unwahrscheinlich ist. In wie weit es möglich sein wird die Anlage als Museum zu führen, lässt sich wegen der dabei anfallenden Kosten und der eher schwierigen Erreichbarkeit nur schwer beantworten. Absichtserklärungen in diese Richtung hat es um den Zeitpunkt der Sprengungen vor einem Jahr viele gegeben, doch dann wurde es wieder still.

Auch die Anlage in Lauterach steht unter Denkmalschutz, zumindest in einzelnen Teilen. Dazu muss gesagt

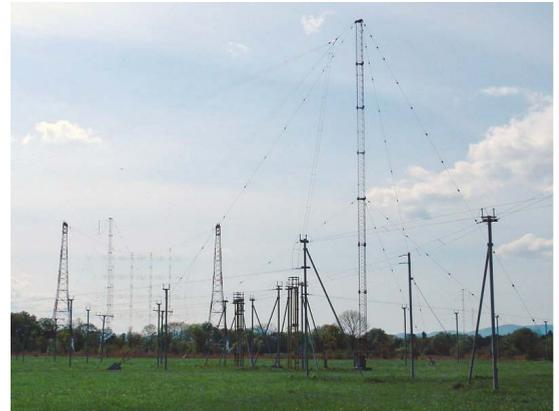


Abb. 18: Die Kurzwelle-Sendeanlage Moosbrunn, 2006

werden, dass auch die Antennenmasten am Bisamberg unter Schutz standen, doch wurde dieser wegen des Funktionsverlustes und der anfallenden Erhaltungskosten aufgehoben. Somit ist auch in Zukunft für alle beschriebenen Senderstandorte eine kritische Beobachtung der Anlagen im Sinne des technischen Denkmalschutzes dringend erforderlich. |

Christian Almeder
Dipl.-Ing. Christian Schwarz

* 1 PS = 736 W

Quellen:

- <http://members.aon.at/wabweb/index.htm>
- Elektrotechnik und Maschinenbau, Heft 9/10 1960
- ORF Technikum, Heft 2/78
- div. Hefte "Radio Wien", 1931-37
- <http://www.hcrs.at/>
- <http://www.almeder.at/~calm/bisamberg/>

iD-Führung Bisambergsender

16.4.2010 (siehe S.35)



Abb. 19: Die Mittelwelle-Sendeanlage Dobl, 2010

Marienthal: Es begann in der Theresienmühle ...

Das Buch „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (zuerst Leipzig 1933), längst ein Klassiker der empirischen Sozialforschung, machte Marienthal zum wohl international bekanntesten Ort österreichischer Wissenschaft im ländlichen Raum. Marienthal ist jedoch keine Gemeinde im verwaltungstechnischen Sinn, sondern war zunächst

lagen wurde am Tag vor der Befreiung Gramatneusiedls durch die Rote Armee am 2. April 1945 von Soldaten der Deutschen Wehrmacht niedergebrannt. Lediglich der Weberei-Schornstein (1855) ist noch vorhanden, das dazugehörige Kessel- und Dampfmaschinenhaus, schließlich im Süden des Fabrikareals, an der Fischa gelegen,

staltet wurde. Osmann war es auch, der zwischen 1771 und 1774 eine weitere Mühle errichten ließ: die Theresienmühle (heute Hauptstraße 64), benannt nach seiner Gönnerin, der Kaiserin Maria Theresia (1717–1780). Bis 1802 wurde die Mühle als solche betrieben, danach diente sie einer Seilerei als Unterkunft. 1820 erwarben der Wiener Polizeioberkommissär Leopold Pausinger (1763–1848) und der Kärntner Erfinder Franz Xaver Wurm (1786–1860) die Theresienmühle. Wurm richtete in diesem Gebäudekomplex, der nunmehr auch „Neumühle“ genannt wurde, die erste Textilfabrik Marienthal ein: die „k(aiserlich) k(önigliche) priv(ilegierte) Flachs- und Werg-Spinnfabrik zu Marienthal“. Sie bestand aus drei hufeisenförmig angeordneten Gebäuden: Im größten Bauwerk, welches parallel zur alten Piesting (heute Feilbach) lag, befanden sich die Wasserradanlage sowie die Wohn- und Kanzleiräu-



Gruss aus Marienthal bei Gramat Neusiedl

Verlag: Frau Schmoranz, Gramat Neusiedl.

der Name einer Fabrik und später auch der dazugehörigen Arbeiterkolonie. Der größere Teil Marienthals liegt in der Marktgemeinde Gramatneusiedl, ein kleiner in der südlich anschließenden Nachbargemeinde Reisenberg. Die einst vom Bauerndorf Gramatneusiedl räumlich klar getrennte Arbeiterkolonie Marienthal ist für den Uneingeweihten heute kaum noch zu erkennen. Nur wenige Bauwerke zeugen vom alten Marienthal: die seit ihrer 2002 abgeschlossenen Revitalisierung so genannte Arbeitersiedlung Marienthal an der Hauptstraße mit ihren sieben ehemaligen Arbeiterwohnhäusern (errichtet 1869 bis 1881) und dem 1931 zum Wohnhaus umgebauten neuen Fabrikspital (1882; Hauptstraße 43) das Arbeiterwohnhaus Neugebäude (1846/59; An der Fischa 1), das Wohnhaus des Generaldirektors (1865; Hauptstraße 53) welches heute Verwaltungssitz der „Evonik Para-Chemie“ ist. Diese Acrylglasfabrik befindet sich auf dem Gelände der ehemaligen Textilfabrik Marienthal, welche unmittelbar nach ihrer Schließung 1930 bereits teilweise abgerissen wurde. Der Rest der Fabrikan-



Das Arbeiterwohnhaus Altgebäude (ehem. Theresienmühle) auf einer Postkarte (Abb. 20) und die neue Wohnanlage (Abb. 21, unten); vgl. Abb. 1 auf Seite 2

das E-Werk (1890). Hier befand sich einst die so genannte Ladenmühle.

Die Theresienmühle und die erste Textilfabrik Marienthal

Schon für das Jahr 1438 ist in Gramatneusiedl eine Mühle an der Fischa belegt. Sie befand sich wohl in jenem Bereich, wo die hölzerne Ladenmühle stand, welche 1751 vom Müllermeister Ignaz Osmann (1730–1778) erworben und kurz darauf zu einem mächtigen Bauwerk aus Stein umge-

me des Fabrikdirektors, im durch einen Hof getrennt nördlich gegenüber gelegenen Gebäude Wohnungen für die Beschäftigten, Stallungen und Vorratskammern, in dem südwestlich gelegenen, aus Holz errichteten Bauwerk die eigentliche Fabrikanlage. Wurm, ein genialer Erfinder, der die erste Spinnmaschine entwickelte, die mit wenigen Handgriffen von Flachs auf Baumwollspinnen und umgekehrt umgestellt werden konnte, nahm die Fabrik 1823 mit 19 Beschäftigten in Betrieb. Bei ihrer Schließung 1827 er-



Abb. 22: Alte Aufnahme des Consum-Vereins (1864 erbaut, 2008 abgerissen)

zeugten rund 120 Beschäftigte mit 73 verschiedenen Maschinen Flachband, Feinspinnerei, Wergband, Spagat, Seile, Gurten, Zwirn. Dennoch war das Unternehmen durch – zwar gewonnene – Prozesse in finanzielle Nöte geraten, so dass Wurm Geld fälschte (er war der erste Banknotenfälscher in der Habsburger Monarchie). Er wurde im März 1826 verhaftet, zum Tod verurteilt, dann begnadigt und schließlich mit der Errichtung der Neuen Münze in Wien beauftragt.

Die neue Theresienmühle als zweite Textilfabrik Marienthal

1830 (allerdings erst rechtsgültig mit Kaufvertrag von 1832) kaufte der Wiener Großindustrielle, Bankier und Philanthrop Hermann Todesco (1791–1844) das Fabrikgebäude und betrieb darin zunächst eine Flachsspinnfabrik. 1833 ließ er das alte Fabrikgebäude großteils abreißen und an dessen Stelle einen neuen, dreigeschoßigen Bau errichten, wobei bei dem am Feilbach gelegenen Gebäudeteil auch alter Baubestand integriert wurde: die „k(aiserlich) k(önigliche) priv(ilegierte) Marienthaler Baumwoll-Gespinnst und Woll-Waaren-Manufactur-Fabrik“. Diese erste mit Wasserkraft betriebene Baumwollweberei Österreichs und die Spinnerei beschäftigte zunächst rund 360 Personen, zuletzt allerdings aufgrund technischer Neuerungen keine 150. Die Nutzung der drei Gebäude blieb dieselbe wie bei der alten Theresienmühle. Hinzu kam lediglich die 1833 eingerichtete eigene Fabriksschule Marienthal.

Das Arbeiterwohnhaus Altgebäude

Nach dem Tod seines Vaters übernahm 1845 Max Todesco (1813–1890) das Unternehmen. Er kaufte die oben erwähnte Ladenmühle und ließ auf diesem Areal die dritte Textilfabrik Marienthal errichten, die bald zu einem der bedeutendsten Textilunternehmen Österreich-Ungarns wurde. Das alte Fabrikgebäude, die ehemalige Theresienmühle, ließ er im Sommer 1845 zu einem Wohnhaus umbauen, welches seither „Altgebäude“ genannt wurde. Dafür ließ er die drei freistehenden Gebäude erweitern, miteinander verbinden und zu einem zusammenhängenden hufeisenförmigen Wohnhauskomplex umbauen. Dies war der Beginn der Arbeiterkolonie Marienthal. Auf fast 4.000 Quadrat-

metern Wohnfläche befanden sich ursprünglich 87 Wohneinheiten mit unterschiedlichen Größen, bestehend aus Zimmer und Küche oder aus Zimmer, Küche und Kabinett. In den Spitzenzeiten lebten hier fast 1.000 Menschen, das heißt, durchschnittlich elf Personen je Wohnung. Wohl aufgrund seines Alters und seiner ursprünglichen Funktion, vor allem aber auch wegen seiner Nähe zur neuen Fabrik genossen die Bewohnerinnen und Bewohner des „Altgebäudes“ ein hohes Sozialprestige, weshalb es kaum verwundert, dass hier auch die beiden Direktoren der Fabrik (Spinnerei- und Webereidirektor) wohnten. Das Gebäude lag im Zentrum der Arbeiterkolonie, im Hof zur Straße hin befand sich das für die Versorgung mit Lebensmitteln und Haushaltswaren wichtige Gebäude des „Consum-Vereins Marienthal“ (1864), und nördlich wie westlich schloss der Park „Herrengarten“ an, die größte Grünanlage Marienthals, mit Alleen, Spazierwegen mit Sitzbänken, einem Teich, einem Musikpavillon mit Kegelbahn (1894), einer Badehütte am Feilbach und zuletzt sogar einem Tennisplatz.

Das unrühmliche Ende

Nach Schließung der Fabrik 1930 blieb das „Altgebäude“ zunächst im Besitz der Aktiengesellschaft, bis es 1942 mehr oder minder mittels „Arisierung“, also Raub, in Privatbesitz kam. Wechselnde Besitzverhältnisse führten dazu, dass kaum Investitionen in die Sanierung des Gebäudes getätigt



Abb. 23: Das wiedererrichtete Consum-Gebäude, Marienthal-Museum

wurden, so dass der einstige Stolz der Marienthaler, das „Altgebäude“, spätestens seit Anfang der 1980er Jahre als Schandfleck empfunden wurde. Als die Marktgemeinde Gramatneusiedl 1977 begann, die Häuser der heutigen Arbeitersiedlung Marienthal zu erwerben, war bald klar, dass eine Sanierung die finanziellen Möglichkeiten der Gemeinde sprengen würde. So wurde das „Altgebäude“ zum Spekulationsobjekt einer Investorengruppe, die nach schockierenden Berichten über die dortigen Wohnverhältnisse in Fernsehen und Presse im Zuge von Gerichtsverfahren in den USA untersuchte. In dieser Situation sprang die „Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft Neunkirchen reg. Ges.m.b.H.“ ein, erwarb Stück für Stück die zersplitterten Anteile an der Liegenschaft und siedelte mit Unterstützung der Marktgemeinde Gramatneusiedl die Mieter ab. Da die Ergebnisse einer statischen Untersuchung das Schleifen des am Feilbach gelegenen Trakts sowie von einem Teil des Mitteltrakts nahelegten, entschloss sich die Genossenschaft im Einvernehmen mit der Gemeinde zu einer neuen Lösung. 2004 baupolizeilich gesperrt, wurden 2005 die zehn Nebengebäude abgerissen und im Juni 2008 beinahe das gesamte „Altgebäude“ selbst sowie das im Hof befindliche Consum-Gebäude geschleift. An deren Stelle wurde eine im November 2009 fertig gestellte Niedrigenergie-Wohnhausanlage mit 24 Wohneinheiten errichtet. Integriert wurde darin ein Teil des Westtrakts des ehemaligen „Altgebäudes“, in welchem sich nun vier sanierte Wohnungen befinden. Für sozial- und kulturwissenschaftlich Interessierte ein kleines Trostpflaster: Es handelt sich dabei um jenen Teil des „Altgebäudes“, von dem aus die berühmten Messungen der Gehgeschwindigkeiten und Beobachtungen des Gehverhaltens von Arbeitslosen für die Marien-



Abb. 26: Alte Aufnahme des Arbeiterwohnhauses Altgebäude

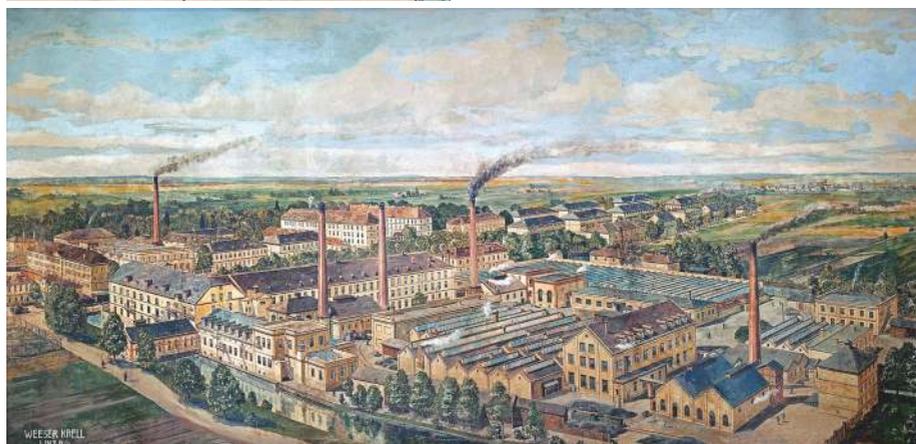
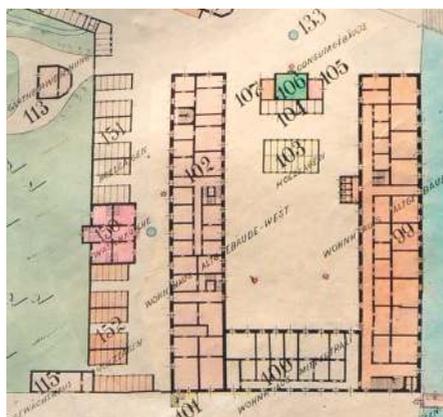


Abb. 24 (oben): Grundriss Arbeiterwohnhaus Altgebäude (ehem. Theresienmühle);

Abb. 25 (unten): Ansicht der Gesamtanlage

thal-Studie gemacht wurden.

Fehlendes Interesse und mangelnde Unterstützung durch die öffentliche Hand, wobei hier ausdrücklich nicht die Marktgemeinde Gramatneusiedl gemeint ist, haben zur beinahe vollständigen Eliminierung des Herzstücks von Marienthal geführt: der Theresienmühle beziehungsweise des „Altgebäudes“. Mit ihm sind auch das Montessoriheim (1922 eröffnet), nach Wien der erste Montessorihort in Österreich und was die Bewohnerschaft des Standorts betrifft einer der kleinsten weltweit, sowie das Gebäude des Arbeiter-Konsumvereins (1864) verschwunden. Dem Interesse der Siedlungsgenossenschaft Neunkirchen, insbesondere ihres Geschäftsführers Hans Knoll, an der Kulturstätte Marienthal ist es zu verdanken, dass auf Initiative der Marktgemeinde Gramatneusiedl und des Archivs für die Geschichte der Soziologie in Österreich (Universität Graz) ein Rest Mauerwerk des Montessoriheims erhalten blieb und das Consum-Gebäude weitgehend originalgetreu wiedererrichtet werden konnte, in welchem 2011 ein Museum zu Marienthal und zur Mari-

enthal-Studie eröffnet wird.

Zu vieles vom alten Marienthal ist bereits verschwunden: die Fabrik selbst (1931/32 und 1945), der Park Herrengarten mit Musikpavillon und Kegelbahn (1931), die Gewächshäuser (1955 und 1965), die Fabriksschule (1991), die Kinderbewahranstalt (1992), der Tanz- und Theatersaal (2004), das Montessoriheim (2005), und von den einst 23 Wohngebäuden der Fabrik stehen nur mehr 14. Unter ihnen befindet sich auch die um 1800

errichtete Kiebitzmühle, Kibitzmühle 1, welche 1874 von der Textilfabrik Marienthal erworben und zu einem Wohnhaus für ledige Arbeiter umgebaut wurde: Ist dieses teilweise bereits verfallene Gebäude das nächste Stück Marienthal, das verschwinden wird? |

Reinhard Müller

Website:

<http://agso.uni-graz.at/marienthal/>

Literatur:

Reinhard Müller: Marienthal. Das Dorf – Die Arbeitslosen – Die Studie. Innsbruck–Wien–Bozen: StudienVerlag 2008, 424 S. ISBN 978-3-7065-4347-7.

Reinhard Müller (Hrsg.): Mythos Marienthal. Blicke auf die Fabrik, die Arbeiterkultur und die Arbeitslosen. Innsbruck–Wien–Bozen: StudienVerlag 2010, 224 S. mit 365 Bilddokumenten. ISBN 978-3-7065-4850-2.

iD-Führung Marienthal:

7.5.2011 (siehe S.35)

Filmvorführung über Marienthal:

2.5.2011 (siehe S. 35)

Historische Wassermühlen – Konzepte statt Denkmalrezepte

Das Wasserrad trägt als erste menschenunabhängige Technik in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit einen wesentlichen Anteil am sozialen und wirtschaftlichen Aufschwung. Als Beispiele wären der Ersatz der Sklaverei und die Entlastung der Frauen, die ihr Getreide mühevoll mit Reibsteinen vermahlten, zu nennen. Dadurch etablierte sich die Mühle als revolutionäre Einrichtung! Bäuerliche Wassermühlen, die zu vergangener Zeit in ihren unterschiedlichen Formen zu tausenden in unseren Bergen und Tälern gezählt wurden, sind darüber hinaus ein elementarer Bestandteil in der Entwicklung unserer Kulturlandschaft. Die Betreiber dieser zahlreichen Schmieden, Säge- und Getreidemühlen produzierten lebensnotwendige Güter, wodurch Dörfer und ganze Täler in unserer Alpenregion versorgt wurden. Weiters begünstigten diese Einrichtungen die Besiedelung von alpinen Regionen, da die Standorte primär von den Gefälleverhältnissen der Oberflächengewässer abhängig waren.

Der landwirtschaftliche Strukturwandel, angetrieben durch ein immer höheres Maß an Technisierung, der sich

schon seit den letzten Jahrzehnten abzeichnet, beschleunigt das so genannte „Mühlensterben“, da das Betreiben einer Mühle schon lange nicht mehr der Wirtschaftlichkeit entspricht. Parallel zum „Mühlensterben“ kamen jedoch auch neue Nutzungsformen. Viele Mühlen wurden Opfer des Tourismus, indem Sektorenfremde der Landwirtschaft in ihrer kommerziellen Landnahme diese Objekte zu Wochenend- oder Ferienhäusern reduzierten. Aus reiner Nostalgie lässt man zumindest Teile des Wasserrades noch am Leben, um wenigstens noch von einer „Mühle“ sprechen zu können. Als Trend kann man auch das Abtragen und die Überstellung des Gebäudes an einen anderen Ort sehen, wodurch diese Anlagen aus der Logik ihrer Zusammenhänge gerissen werden. Museale Verwendungen stellen eine weitere beliebte Nutzungsform dar, die häufig über Vereine oder Stiftungen betrieben werden.

Eine Verwendung der Mühlenanlage als Krafthaus am Originalstandort wäre die sinnvollste und auch glaubwürdigste Gebrauchsform, wodurch das Wesen dieses Gebäudes zur Geltung käme. In letzter Zeit findet man das

Wasserrad wieder auf den Schreibtischen von Elektro- und Maschinenbau Technikern, die in den unzähligen Standorten in der Alpenregion ein gewisses Potential im Kontext der energetischen Dezentralisierung von einzelnen Gehöften und Siedlungen sehen. Man muss bedenken, dass es sich hier um eine beachtliche Anzahl noch existierender Anlagen handelt, welche z.B. in bäuerlichen Hofstrukturen eingegliedert sind oder eine entsprechende Siedlungsnähe besitzen. Allein im Bezirk Murau in der Steiermark gibt es noch eine achtbare Anzahl an Mühlen, die in einem guten baulichen Zustand und zum Teil auch noch mit einem aufrechten Wasserrecht bestehen. Der Großteil der Mühlen wurde im Laufe der Zeit allerdings zu Scheunen, Ställen usw. umfunktioniert, von Hochwässern zerstört oder einfach ihrem Schicksal überlassen.

Es ist verwunderlich, dass die Denkmalpflege diesem Bereich keine große Beachtung zukommen ließ. Wahrscheinlich wurden diese technischen Anlagen wegen ihrer klaren Repräsentationsfreiheit, aber auch wegen ihrer unüberschaubaren geographischen Verstreuung, missachtet und vergessen. In weiterer Folge wird auf Grund des hohen restauratorischen Aufwandes die unübersehbare Diskrepanz zwischen bäuerlichen Wirtschaftsbetrieb und Denkmalpflege deutlich. Besitzer von historischen Mühlen hätten eine allgemein positive Einstellung zur Erhaltung dieser Objekte, jedoch distanziert man sich von der Denkmalbehörde aus Furcht vor deren möglichen Maßnahmen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Rettung unserer „letzten Mohikaner“, von Vorarlberg über Tirol und Kärnten, bis in die Steiermark, nur durch eine „artgerechte“ Nutzung erfolgen kann, die sich in keiner Weise nur auf eine denkmalgerechte Restauration und Konservierung reduzieren darf! |

Dipl.-Ing. Stefan Siebenhofer



Abb. 27: Stöcklbauermühle: Vulgo Stöckelbauer / Siebenhofer – Rantental bei Murau - Die Abbildung zeigt eine ca. 150 Jahre alte Getreidemühle mit oberschlächtigem Wasserrad. Das Objekt wurde zur Mehlproduktion in eine Hofanlage aus Wohnhaus, Stall- und Wirtschaftsgebäuden eingegliedert. Im Jahre 1964 wurde die Mühle auf Grund eines schweren Hochwassers beschädigt und stillgelegt. 2009 begannen erste Instandsetzungsarbeiten

Sie ist noch zu retten: Diagnose und Therapie für die Badlwandgalerie

Die 1997 unter Schutz gestellte, technisch und kulturgeschichtlich hoch interessante Badlwandgalerie bei Peggau-Deutschfeistritz in der Steiermark, hat seit ihrer verkehrlichen Stilllegung 1977 eine lange Geschichte von Konservierungskonzepten, Gutachten und Nachnutzungsvorschlägen erlebt. Bereits als die Galerie noch in Verwendung war, hatten sich engagierte Fachleute, zum Teil auch aus dem Bundesdenkmalamt, später der Verein zur Rettung der Badlwand und der Alpenverein, für die Badlwandgalerie eingesetzt. Ein öffentliches Interesse an diesem bautechnischen Prototypen der späteren Semmeringbahn ist seit über fünfzig Jahren dokumentiert, denn bereits am 19.12.1957 wollte das Bundesdenkmalamt „...darauf hinweisen, dass die Badl-Galerie als wirtschaftsgeschichtliches und technisches Kulturdenkmal im Sinne der Bestimmungen der §§ 1 und 2 des Denkmalschutzgesetzes, BGes. vom 23.9.1923, BGBL.Nr. 533, zu qualifizieren ist, an dessen Erhaltung ein öffentliches Interesse besteht.“ (BDA Wien an die Generaldirektion der ÖBB).

Dennoch ist das bautechnische Herzstück der für die wirtschaftliche Entwicklung der Steiermark hoch bedeutungsvollen Südbahn (sogenannte Erzherzog-Johann-Bahn) seit



Abb. 29: Historische Ansicht der Badlwandgalerie

fünfzig Jahren einem beständigen, mittlerweile recht starken Verfall ausgesetzt. Teil des Problems sind auch die in vergangenen Jahren ständig wechselnden Besitzverhältnisse. Kurzzeitig war sogar nicht eruierbar, wer Eigentümer ist. Nun steht der Verkauf von der ASFINAG an den großen Pri-

vatkonzern Wietersdorfer & Peggauer fest.

Im Rahmen einer Lehrveranstaltung hat im Sommersemester 2010 das Institut für Stadt- und Baugeschichte der TU Graz unter der Leitung von Univ.-Prof. Dr. phil. Simone Hain und Dipl.-Ing. Prof. Jens Uwe Zipelius von

50 cm stark.

Da von den sechs vorhandenen Kanalisierungen fünf noch intakt sind, wäre es anzuraten, die Rinnen von Bewuchs zu befreien, um zumindest dem Oberflächenwasser das ungehinderte Abfließen zu ermöglichen.



Abb. 28: Das Innere der Badlwandgalerie, Richtung Süden

der Hafen City Universität Hamburg mittels Archivforschung und Sondierung die aktuellen Bauschäden aufgenommen und mit früheren Plan darstellungen verglichen. Nach genauer Analyse der Ursachen und eingehender Kartierung der Verformungen konnte ein grobes Sanierungskonzept entwickelt werden. Demzufolge ergibt sich folgendes Bild:

Biogener Bewuchs

Der Bewuchs der Galerie ist vielfältig und reicht von Moos über mehrjährige Stauden bis hin zu Kletterpflanzen und kleineren Bäumen. Er ist besonders stark in den Abflusrrinnen, den Arbeitsfugen der Asphaltdecke, im Anschlussbereich der Fahrbahndecke zur Steinmauer, an den Abbruchkanten der Gewölbekappen sowie in den Fugenwickeln und den Wasserspeiern an den Vertikalflächen.

Die Hauptursache ist die mangelnde Reinigung des Abflusssystems (seitliche Ablaufrinnen); hier sammelt sich angeschwemmtes Erdmaterial. Die Humusschicht ist hier bereits bis zu

Positionsveränderung von Bauteilen

Hierbei handelt es sich um teils massive Veränderungen sowohl in der gesamten Bauwerksform, aber auch einzelner Bausteine. Ob und wie sich diese Veränderungen auf das statische System auswirken, muss abgeklärt werden.

Die Hauptursache dieser Lageveränderung ist eine Kettenreaktion, hervorgerufen durch eine nicht (mehr) funktionierende wasserführende Schicht.

Das sich am Gewölbeauflager bzw. Gewölbezwickel stauende Wasser führt in diesem Bereich zu einer erhöhten Salzbelastung der Baumaterialien, fördert den biogenen Bewuchs und die Gefügeauflösung der Baumaterialien.

Durch die Schwächung der Materialien kam es zum Versagen der Konstruktion. Das somit statisch labile System des Tonnengewölbes erzeugte einen vertikalen Druck auf die arkadenartige Auflagermauer. Dies führte schlussendlich zum Einsturz

einzelner Segmente.

Bei der Neuversetzung der Steinmaterialien bzw. Ziegel ist auf das richtige Bindemittel sowohl beim Versetzmörtel als auch beim Fugenmaterial zu achten.

Schollenbildung an den Ziegelflächen

Das Abplatzen der obersten Ziegelschicht ist über die gesamte Länge des Tonnengewölbes anzutreffen - besonders stark in unmittelbarer Umgebung zu eingestürzten Gewölbeteilen.

Dieses Schadensbild ist ebenfalls auf die - in Verbindung mit der wasserundurchlässigen Rußschicht am Tonnengewölbe - gestörte Entwässerung der Oberfläche zurückzuführen (das Wasser kann nicht mehr durchdiffundieren). Dieser Umstand hat zur Folge, dass durch die Dauerfeuchte das Gefüge der Ziegel, der Fugen und des Hinterfüllmaterials der Gewölbezwickel sich auflöst. Zudem kommt es während der Wintermonate zu Frostsprengungen, welche Schichtstärken von bis zu 2 cm absprengen.

Hier wäre sicher zielführend, die sperrende Schicht (Rußablagerung) zu reduzieren. Da dies allerdings auch als ein Zeichen der Eisenbahngeschichte angesehen werden kann, ist vielleicht bereits eine Öffnung der Poren ausreichend. Des Weiteren ist es notwendig, das Entwässerungssystem an der Oberfläche zu sanieren bzw. die angegriffenen Bereiche zumindest partiell zu festigen und die Konstruktion zu stabilisieren.

Rissbildung an den Untersichten

Die Rissbildung ist hauptsächlich im Bereich der Arkadenbögen aus Stein zu finden. Hier ist im Bereich der Verzahnung zwischen Ziegelmaterial und Naturstein ein „Auseinanderdriften“ zu erkennen.

Die Ursache dürfte auf die ehemalige Überbelastung im dritten Viertel des 20. Jh. zurückzuführen sein. Die Belastung bestand aus dem vermehrten Verkehrsaufkommen und der daraus resultierenden Maßnahme, auf den bestehenden Fahrbelag einen neuen aufzubringen.

Um die Vergrößerung der Risse zu verhindern, ist es notwendig, die Nuttschicht bis auf die ursprüngliche Stärke abzutragen.

Eingestürzte Gewölbe

Bereits im Jahr 1989/90 und 1996 sind im südlichen Bereich Teile des Gewölbes eingestürzt.

Im Zuge einer Sanierung 2000 wurden Notsicherungen durchgeführt, zu der auch ein Abtrag von geschädigten Gewölbebereichen (horizontaler Schub, Rissbildung, Formveränderung des Tonnengewölbes, massive Wasserschäden, starker biogener Bewuchs) zählte.

Um weiteres Versagen der Konstruktion zu verhindern, muss die Wasserführung nach heutigem Stand der Technik instand gesetzt und der biogene Bewuchs entfernt werden. Auch wäre es geraten, einen Steinschlagenschutz anzubringen.



Abb. 30: Die Badlwandgalerie von der Bundesstraße aus, Blickrichtung Norden

Eine Kontrolle des noch bestehenden Tonnengewölbes ist dringend erforderlich (in Zusammenarbeit mit Statikern und Geologen), auch im Hinblick auf die Sicherheit der zahlreichen Kletterer, die den verkehrsnah zu Graz gelegenen Felsen trotz Absperrungen regelmäßig aufsuchen.

Belastung durch Abraum

Durch eingestürzte Gewölbebereiche sind teils recht große Mengen an Schutt, Steinen und Ziegel ins Innere der Galerie gefallen.

Aus einem der Baupläne geht hervor, dass die Galerie teils auf Pfählungen steht. Zudem gibt es „Niveaueausgleichsbögen bzw. Entwässerungsbögen“ mit darunterliegenden Pfählen. Jedoch gibt es für diese Bögen keine näheren planlichen Angaben, sie werden in sämtlichen Berichten nicht weiter erwähnt.

Um weitere Maßnahmen festlegen zu können, ist es notwendig, den Zustand der Bögen unter dem jetzigen Bodenniveau an mehreren Stellen zu begutachten. Weiter wäre es von Vorteil, den vorhandenen Erdbelag abzutragen. Einerseits um das Gewicht von den Entwässerungsbögen zu nehmen, aber auch aus ästhetischen Gründen, und um eine drainagierende Schicht aufbringen zu können bzw. einen Belag, welcher für die Nachnutzung geeignet ist.

Die in einer zweiwöchigen Gruppenarbeit in situ gewonnenen Erkenntnisse bilden die Grundlage für eine derzeit in Arbeit befindliche Diplomarbeit, die sich neben den bauforscherischen Fragestellungen auch mit den

Möglichkeiten einer behutsamen Sanierung mit zeitgenössischen Materialien bzw. modernen Methoden beschäftigt und vor allem auch entwerferisch nach realistischen Nutzungskonzepten fragt. Das Objekt ist bautechnisch und kulturgeschichtlich von dem selben hohen Denkmalwert wie die – dank der an der Badlwand gewonnenen Erkenntnisse – zehn Jahre später errichtete Semmeringbahn - die bekanntlich ins UNESCO Weltkulturerbe aufgenommen worden ist. Im unübersehbaren Gegensatz dazu steht der heutige Zustand des steirischen Pionierbauwerkes, das seit 1977 nur ein paar spärliche Notsicherungen gesehen hat. Zeit für einen Aufruf, mit vereinten Kräften auch der Badlwandgalerie bei Peggau zu einer besseren Zukunft zu verhelfen. |

Mario Ruml

Das Wasserkraftwerk Pernegg 1925-1928

Das Wasserkraftwerk Pernegg in der Steiermark wurde 1925-1928 errichtet. Es war damals das größte Laufwasserkraftwerk Österreichs. Mit der im Frühjahr 2010 begonnenen, umfassenden Erneuerung der Betriebs-

waren die Ideen des Heimatschutzes. Angetrieben von der massiven Industrialisierung im 19. Jahrhundert forderte der Heimatschutz eine kulturlandschaftlich geprägte Bauweise, die mit den Begriffen „bodenständig“ und

Arnstein an der Teigitsch - und der freien funktional-künstlerischen Baukörperkomposition, die beim Kraftwerk Laufnitzdorf zur Anwendung kam. Im Krafthaus Pernegg sind die Gestaltungselemente auf wenige, einfache Gliederungselemente und den expressiven Einsatz von Öffnung in der Wandfläche reduziert. 4 große Bogenfenster markieren die Maschinenhalle in der Fassade und verleihen dem Bauwerk als Ganzes eine charakteristische Erscheinung. Dem steht die Schalthalle gegenüber, in der die Generatorenleistung auf Netzspannung transformiert wird – ein elektrotechnischer Vorgang, der hier in einem abgeschirmten Raum mit sehr kleinen Fenstern vor sich geht. Zwischen diesen beiden Funktionsbereichen ist ein Turm geschoben. Er enthält neben der Durchfahrt in die Maschinenhalle, eine Werkstätte und Schalträumen auch die Zentralwarte Steiermark. Alle VERBUND Wasserkraftwerke in der Steiermark können von hier aus gesteuert werden.

Dieser axialen Raumanordnung ist außen ein ummauerter Hof vorgelagert. Er bildet einen Zugangshof, der sich zum Dorf Pernegg hin orientiert und über dem, eingehängt in Gitterfachwerkträgern, die Verbindung zur Hochspannungsfernleitung hergestellt wird.

Die Gestalt des Wehrs in Zlatten wird vom Turm, zwischen Wehr und Kanaleinlauf gelegen, den Wehrpfeiler als Führung und Widerlager der Wehrschützen und von der Windwerkbrücke, zum Bedienen der Wehrschützen bestimmt. Bis auf die Windwerkbrücke sind alle Bauglieder aus grobem Stampfbeton in einfachen Geometrien ausgeführt. Dies verleiht dem Bauwerk eine steinerne Materialität, die sich bei Annäherung an das Bauwerk von einer flächigen zu einer körnigen Struktur wandelt. Bei der Windwerkbrücke kommen als tragende Elemente genietete Stahlträger zum Einsatz, welche die Winden zur Bedienung der Schützen aufnehmen und mit einer einfach Holzschalung und Schindeldeckung eingehaust sind. Mit diesen einfachen funktionalen Mitteln werden Assoziationen an Wehrgänge und Burganlagen evoziert.

Die Anlage ist nun über acht Jahrzehnte in Betrieb und das bestehen-



Abb. 31: Die Wehranlage des Kraftwerks Pernegg in Zlatten erinnert an einen mittelalterlichen Wehrgang.

anlage werden eine Reihe von Fragen aufgeworfen. Sie betreffen den Abgleich zwischen Denkmalwert und Sanierungsmaßnahmen, zwischen historischer Anlagentechnik und aktuellem Stand der Technik, sowie Aspekte des Umwelt-, Natur- und Landschaftschutzes.

In den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts begann nach einzelnen Kraftwerksbauten der systematische Ausbau der Wasserkraftnutzung an der Mur. Mit der Gründung der ersten Republik mussten die Kohlereviere im Norden der Monarchie durch neue Energieressourcen ersetzt werden. Die Wasserkraft bot sich als Alternative an: Die Technologie war erprobt und die topografischen Voraussetzungen waren gegeben. In der Steiermark entstanden innerhalb eines Jahrzehnts mehrere Wasserkraftwerke unterschiedlichen Typs. Viele belegen auf unterschiedliche Weise das Bemühen modernste technische Anlagen unter Beachtung der landschaftliche Situationen zu errichten. Ausgangspunkt dieser Bemühungen

„heimatverbunden“ beschrieben wurde. Er stellte sich damit sowohl gegen die Beliebigkeit der Stilarchitektur des Historismus als auch die Abstraktion und Maschinenästhetik der aufkommenden Moderne.

Vor diesem Hintergrund haben der Wasserbauingenieur Herman Grengg und der Architekt Fritz Haas die Bauaufgaben der STEWEAG (Steirische Wasserkraft- und Elektrizitäts-Aktiengesellschaft) übernommen. Der Wasserbauingenieur Grengg begriff die baukünstlerische Gestaltung als Ausgleich für unvermeidbare landschaftliche Einbußen und zog daher von Beginn an den Architekten Haas hinzu. Beiden war es ein Anliegen, technische Bauten über das rein technische hinaus zu gestalten und zur Landschaft in Beziehung zu setzen und haben gemeinsam die Gestaltung der Wasserkraftbauten entwickelt.

Das Kraftwerk Pernegg mit Kanal und Wehr nimmt in dieser Entwicklung eine Position ein, zwischen der Anwendung klassischer, abstrahierter Stilelemente - zu finden am Kraftwerk in

de Wasserrecht endet im Mai 2011. Die Wiederverleihung des Wasserrechts wurde unter Einhaltung und Erfüllung von Auflagen genehmigt. Neben ökologischen Maßnahmen ist vor allem eine umfassende Anpassung der gesamten Anlage an den Stand der Technik zu erfüllen, wie Herr Ingenieur Kratochwill, Projektleiter der VERBUND AG in einem Gespräch erläuterte.

Die Anlagentechnik wird vollständig erneuert. Im Mittelpunkt steht hier der Austausch der Turbinen und Generatoren. Der bestehende Unterbau des Kraftwerks aus Stahlbeton bleibt erhalten und wird im Bereich der neuen Turbinensaugrohre mit einer Stahlpanzerung ausgekleidet. Sie schützt den bestehenden Beton und optimiert die Strömungsverhältnisse für die neue Kaplan turbine. Über den im Unterbau situierten Turbinen, in unmittelbarer Verbindung mit ihrer lotrechten Drehachse, werden wie zu vor die neuen Generatoren installiert. Als sichtbare Elemente in der Maschinenhalle prägen sie deren Charakter. Der Hallenkran, ein wesentlicher Bestandteil des Kraftwerks, wird einer aufwendigen Sanierung unterzogen.

Am Bauwerk selbst werden vor allem Fassade, Fenster und Dach einer Sanierung unterzogen.

Neben der Sanierung der Bauteile ist die Einteilung des Bauwerks in Brandabschnitte erforderlich. Das Raumkonzept einer offenen, linearen Raumfolge von Schalthalle, Steuerhausturm und Maschinenhaus machte diese nachträgliche Einteilung in Brandabschnitte erforderlich. Der Erhalt der räumlichen Kontinuität stellt jedoch eine zentrale Charakteristik des Gebäudes dar. Diese konnte mit



Abb. 32: Die Unterwasserseite des Kraftwerks während der Sanierungsarbeiten

Hilfe von Brandschutzvorhängen, die sich im Brandfalle automatisch schließen, erhalten werden.

Am Wehr sind eine partielle Verstärkung der Wehrverschlüsse, eine befahrbare Brücke über dem Tauchbalken des Kanaleinlaufes und die Sanierung der Wehrschützen vorgesehen. Vor allem die Betonarbeiten der neuen Tauchbalkenbrücke stellen einen erheblichen Eingriff dar und erfordern eine gewisse Sensibilität im Hinblick auf Form und Materialqualität der neuen Bauteile.

Im Stauraum werden mit Steinen gefüllte Stahlbaugerüste als künstliche Inseln errichtet. Sie verbessern den Lebensraum für die Tierwelt.

Der 2,3 km lange, nicht dem Denkmalschutz unterliegende Kanal vom Wehr zum Krafthaus wird gleichfalls einer umfassenden Sanierung unterzogen. Die Abdichtung, ursprüngliche aus Zementschlemme und Sedimentablagerungen aus dem Triebwasser, zwischenzeitlich durch Beton und As-

phalt ersetzt, erfolgt nun durch eine Folienabdichtung. Die Ufer werden im Bereich der Wasserstreichlinie durch die Anordnung einer Steinlage naturnah, und für Mensch und Tier erklimmbar gestaltet. Der ehemals technisch geformte Uferbereich geht zu Gunsten von Sicherheit und Ökologie verloren.

Zweckmäßigkeit des Entwurfs und bestimmungsgemäßer Gebrauch zeichnen diese historische Betriebsanlage aus. Die Erneuerung von Maschinen- und Anlagentechnik sowie die Anpassung an Sicherheitsstandards sind erforderliche Eingriffe, die verhindern, dass aus dem Kraftwerk ein Technikmuseum wird. Diese Aufgabe übernimmt ein neues Schaukraftwerk, welches einen historischen Maschinensatz ausstellt.

Der Denkmalwert der Anlage liegt nicht nur in der historischen Dimension, sondern auch in der Qualität der maß- und verantwortungsvollen Umsetzung der Bauaufgabe im Landschaftsraum. Dieser hat durch Siedlungs- und Straßenbau, zuletzt die Schnellstraße Graz-Bruck große Veränderungen erfahren, sodass aus der Umgebung unter Umständen eine größere Gefährdung für die besondere Qualität der Anlage erwächst als durch ihre technische Erneuerung. Während die Kraftwerksanlage um die Etablierung eines Ortes in der Landschaft bemüht ist, führen die Bauaktivitäten der letzten Jahre durch Geschwindigkeit und Gestaltlosigkeit zur Auflösung des Ortes. |

Dipl. Ing. Kai Uwe Holtin, Architekt



Abb. 33: Gesamtansicht Kraftwerk Pernegg, Aufnahme aus der Entstehungszeit (Quelle: Verbund AG)

Die Glockensammlung Pfundner

Am Standort der Ende 1970 stillgelegten Glockengießerei Josef Pfundner in Wien-Favoriten befindet sich die weltgrößte Sammlung historischer Kirchenglocken. Sie entstand im Zuge der Tätigkeit der 1906 gegründeten Gießerei. Ihr Gründer, Kommerzialrat Josef Pfundner, war Buntmetallgießer. Die Firma arbeitete nach dem im 19. Jahrhundert allgemein angewandten Sandgussverfahren. Nach dem Ersten Weltkrieg nahm der Kommerzialrat auch den Glockenguss auf und entwickelte für diesen eine Sandform-Methode, für das ihn ein Patent erteilt wurde. Es bot eine Reihe von sehr wesentlichen Vorteilen gegenüber dem klassischen Lehmformverfahren, wie es Schiller in seinem „Lied von der Glocke“ sehr genau beschrieben hat. Sein Sohn, Dipl.-Ing. Josef Pfundner, beschäftigte sich schon in seiner Studienzeit intensiv mit allen Aspekten des Glockenklanges. Er entwickelte die Pfundner-Rippe in Anlehnung an die berühmte Erfurter Glocke „Gloriosa“. Unter Glockenrippe versteht man den vertikalen Querschnitt der Glocke, der den Verlauf der Wandstärke zeigt und wesentlichen Einfluss auf den Tonaufbau einer Glocke hat.

In den Zwischenkriegsjahren goss die Glockengießerei Pfundner tausend Glo-

cken und baute auch bereits elektrische Läutemaschinen. Das größte Geläute aus dieser Zeit wurde nach Salzburg an das Stift St. Peter geliefert. Es blieb wegen seiner besonderen Qualität im Zweiten Weltkrieg erhalten. Die größte Glocke dieses Geläutes wiegt 5700 kg.

Neben Glocken lieferte Pfundner seit jeher auch Schwer- und Leichtmetallguss für industrielle Zwecke, besonders für den Maschinenbau. Im Zweiten Weltkrieg war dann BMW mit Aufträgen über Flugmotorenteile aus Aluminiumguss ein Großkunde. In diesen Jahren dürfte nur Industrieguss hergestellt worden sein, denn mit Kriegsausbruch wurde der Glockenguss verboten. Bronzeglocken bestehen aus 80% Kupfer und 20% Zinn. Beide Metalle waren in Deutschland knapp, ganz besonders das Zinn, welches fast ausschließlich im heutigen Indonesien und Südamerika gefördert wird. Deshalb wurden ab 1941 im Zuge der sogenannten „Glockenaktion“ fast alle Bronzeglocken aus den Türmen abgenommen und in einigen großen Metallraffinerien eingeschmolzen. Nur die ältesten Glocken und die jeweils kleinste Glocke jeder Pfarrkirche blieben von dieser Konfiskation verschont.

Das löste nach Kriegsende eine ungeheure Glocken-Nachfrage und einen richtiggehenden Glocken-Boom aus. In dieser Zeit arbeitete die Glockengießerei Pfundner mit 150 Mitarbeitern im Dreischichtbetrieb rund um die Uhr. Dies war aber nur dank dem patentierten Sandformverfahren des Formengründers möglich, weil auf diese Weise die Formarbeit nur recht kurzzeitig durch nötige Trockenzeiten unterbrochen wurde. Nach dem Schiller'schen Lehmform-Verfahren kommt man erst sechs Wochen nach Beginn der Formarbeit zum Guss. Der vorhandene Raum in der Gusschale ist also wochenlang durch trocknende Formen verstellt und blockiert, während man bei Pfundner bei Glocken bis 750 kg Gewicht innerhalb von drei bis vier Tagen zum Guss kam. Die bessere Ausnützung der Fläche in der Gusschale erlaubte in den Boom-Jahren einen Glocken-Ausstoß, der alle anderen heimischen Glockengießereien bei weitem übertraf.

Als der österreichische Ersatzbedarf an Glocken nach etwa anderthalb Jahrzehnten weitgehend abgedeckt war, wurde der Glocken-Export, besonders nach Finnland und Jugoslawien, sehr forciert. Rund 8.000 Pfundner-Glocken wurden insgesamt gefertigt, darunter auch das elfstimmige Geläute für den Wiener Stephansdom im Gewicht von rund 13.000 kg. Gleichzeitig wurde die Erzeugung von elektrischen Läutemaschinen gesteigert. Viele namhafte Künstler wie Fritz Wotrubas und Herbert Boeckl gaben Kunstguss bei Pfundner in Auftrag.

Im Alter von 1968er Jahren entschloss sich Dipl.-Ing. Josef Pfundner dann allerdings, die Firma stillzulegen. Im Dezember 1970 wurden die letzten Pfundner-Glocken gegossen. Auf dem Areal der Glockengießerei ist jedoch eine Sammlung alter Kirchenglocken zu sehen. Diese Sammlung geht bereits auf den Firmengründer zurück. Seit Jahrhunderten ist es üblich, gesprungene und damit nicht mehr brauchbare Glocken dem Glockengießer zum Umguss zu übergeben. Das Bronzemetall stellte lange Zeit etwa zwei Drittel des Wertes einer neuen Glocke dar, sodass der Schaden überschaubar blieb. Schon



Abb. 34: Der koptische Erzbischof Amba Thomas übernimmt eine Glocke für Ägypten; im hellen Arbeitsmantel Firmengründer Komm.Rat Josef Pfundner



Abb. 35: Guss einer 6000 kg - Glocke: die geschmolzene Glockenbronze fließt in die Glockenform.

unter Denkmalschutz. In der Glockenkunde „Tönendes Erz“ von Andreas Weißenböck und Josef Pfundner ist der heimische Bestand an alten Glocken bis etwa 1800 sehr gut dokumentiert. Heute ist eine ausgesprochene Anomalie festzustellen. Da die Glockenabnahme im Zweiten Weltkrieg viel systematischer erfolgte als die im Ersten, hat der alte Glockenbestand bis etwa Ende des 18. Jahrhunderts relativ gut überlebt. Hingegen sind Glocken des 19. und frühen Zwanzigsten Jahrhunderts dem Kriege fast vollzählig zum Opfer gefallen. Deshalb ist es von großem Interesse, dass knapp 30 Glocken aus dieser häufig unterbewerteten Zeit in der weltweit größten Sammlung alter Kirchenglocken erhalten geblieben sind. |

Martin Pfundner

Glockensammlung Pfundner

Senefeldergasse 70

1100 Wien

Tel: 01 / 604 34 60

Fax: 01 / 604 25 43

E-mail: pfundner.m@aon.at

der Firmengründer schmolz ältere und historisch interessante gesprungene Glocken nicht ein, sondern goss dem Auftraggeber eine Glocke aus neuer Glockenbronze. Dabei stellte die Glockengießerei Pfundner dem Vorbesitzer aus Denkmalschutzgründen ein Deckungsschreiben aus, dass die alte Glocke in der Sammlung erhalten bleibt.

Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs umfasste diese Glockensammlung 17 Glocken, von denen aber nur die vier ältesten den Krieg überlebten, die anderen wurden konfisziert und eingeschmolzen. Nach Kriegsende wuchs die Sammlung stark an und umfasst heute 84 abendländische Glocken, dazu eine japanische. Die Gussorte dieser Glocken liegen im heutigen Italien, Japan, Österreich, Rumänien, Schweiz, Slowakei, Slowenien, Tschechien und Ungarn. Die älteste Glocke stammt aus dem Jahre 1242, die jüngste aus der Mitte des Zwanzigsten Jahrhunderts. Die Gussjahre von neun Glocken liegen noch im Mittelalter. Die größte Glocke der Sammlung wiegt 1331 kg und wurde im

Jahre 1498 in Basel gegossen.

In den frühen Sechziger Jahren gelang es dann, gesprungene Glocken zu schweißen und damit die ursprüngliche Tonqualität wieder herzustellen. Es ist dies ein sehr aufwändiges Verfahren, bei der die Glocke von einer Zementsandform umfassen und auf 400 Grad erhitzt wird. Bei dieser Temperatur wird der aufgeweitete Sprung mit Bronze-Elektroden elektrisch geschweißt. Von kardinaler Wichtigkeit ist dabei aber, dass die Abkühlung danach extrem langsam erfolgt, sonst springt die Glocke beim ersten Klöppelschlag erneut. Von zwei irreparablen Fällen abgesehen, sind also alle Glocken der Sammlung geschweißt, läutbar und klanglich vollkommen wiederhergestellt.

So ist die weltweit größte Sammlung alter Kirchenglocken nicht nur für Akustiker, sondern vor allem für Kunsthistoriker von großem Interesse. Ein kurz nach dem Ersten Weltkrieg erlassenes österreichisches Gesetz stellt Glocken, die auf einem österreichischen Kirchturm hängen oder hingen,



Abb. 36: Die größte Glocke des elfstimmigen Geläutes für den Wiener Stephansdom wird nach dem Guss aus der Form befreit.

iD-Führung Glockensammlung

19.3.2011 (siehe S. 35)

Die Wiener Straßenmöblierung

Jahrzehntelang vernachlässigt, rückte die historische Wiener Straßenmöblierung in den letzten Jahren wieder mehrfach ins öffentliche Interesse, hauptsächlich aufgrund ihres weitestgehenden Austausches durch moder-

zu demontieren. Während man beispielsweise in Rom und Paris in bemerkenswerter Voraussicht auf die später eingetretene Wertschätzung des fin de siècle schon frühzeitig die alten Gaslaternen elektrifizierte, wur-

tische Missverhältnis zwischen der erhaltenen Bausubstanz der Ringstraße und der gegenwärtigen Stadtmöblierung ein Ausmaß angenommen, das weder durch ökonomische noch durch verkehrstechnische Gründe entschul-



Abb. 37: Die rekonstruierte historische Litfasssäule und das moderne Ersatzmodell (Standort Parking)

ne Elemente. Im Mittelpunkt standen zumeist die Beleuchtungskörper, wiewohl der Begriff „Stadtmöblierung“ alle wesentlich prägenden Installationen wie Verkehrszeichen, Haltestellentafeln, Abfallbehälter, Sandkisten, Parkgitter, Wartehäuschen und Litfasssäulen umfasst.

Um die Jahrhundertwende (1900) waren diese Gegenstände, soweit sie für die Versorgung und das damalige Verkehrsaufkommen notwendig waren, einem einheitlichen künstlerischen Gestaltungswillen unterworfen. Ab den späten zwanziger Jahren begann man infolge des inzwischen eingetretenen Geschmackswandels den für damalige Begriffe unnötigen Zierrat an Beleuchtungskörpern und Litfasssäulen

de in Wien von dieser Möglichkeit nur wenig Gebrauch gemacht. Stattdessen wurde das ersetzte Material verschrottet oder verkauft. 1948 begann man auch an den Straßenbahnmasten mit der Entfernung der gusseisernen Verzierungsringe, der Sockelverkleidungen und Abdeckkappen. Die alten Parkgitter wurden vielfach demontiert und sogar die Otto-Wagner-Geländer am Donaukanal durch „moderne“ Gitter ersetzt. Anstelle der alten Fahrleitungsmasten wurden immer höhere und dickere Stahlmasten aufgestellt, die zum Teil mehr als großzügige Beleuchtung der Straßen wurde mit einem für das Stadtbild höchst nachteiligen „Mastenwald“ erkaufte. In den 1970er Jahren hatte das stilis-

diert werden konnte. Während die Architektur der Gründerzeit längst denkmalgerechte Restaurierungen erfuhr, präsentierte sich die Straßenmöblierung, die doch den adäquaten Rahmen für die Bauten der Ringstraße abgeben soll, als konzeptloses Nebeneinander verstümmelter Überreste alter Formen und neuem technisch-funktionellem Inventar. Das Unbehagen über diesen Zustand wurde zum ersten Mal 1977 von Stadtrat Univ.-Prof. Rudolf Wurzer artikuliert, der daraufhin eine „Entschandelungsaktion“ ins Leben rief, deren Ergebnis u.a. das Aufstellen alter Parkbänke oder der Ersatz der Peitschenauslegerleuchten vor dem Rathaus durch solche in Bogenform war.

1991 bis 1993 tagte im Rahmen der Magistratsabteilung 19 ein Arbeitskreis unter dem Titel „Möblierung im städtischen Raum“, der Arbeitskreis hatte die Aufgabe, das vorhandene Mobiliar des öffentlichen Raums möglichst umfassend zu sichern und zu bewerten. Die Leitvorstellung bei der Straßen- und Platzgestaltung sollte die Erhaltung des historischen Charakters des jeweiligen Standorts sein. Stilistisch nicht passende Elemente sollten entfernt, die verbliebenen Stadtmöbel vereinheitlicht werden. Dort, wo keine historischen oder charakteristischen Vorbilder gegeben waren, sollte das Mobiliar durch zeitgemäße, im Zuge von Wettbewerben entworfene und ausgewählte Elemente ergänzt werden.

Von diesem Leitbild ging man in der Folge weitgehend ab, eine Restaurierung der technischen Denkmäler der Straßenmöblierung fand nicht statt, dafür eine Neumöblierung, die dem Altbestand ein Ende im Depot bzw. auf dem Schrottplatz bescherte. Vom Tisch gefegt wurde das noch unter Bürgermeister Helmut Zilk vorgesehene Ringstraßenrestaurierungsprogramm, das ein Wiederaufstellen der Bogenlampenmasten („Bischofsstäbe“) einschloss. Die Neugestaltung des Schwarzenbergplatzes 2002 – 2004 zeigte diese endgültige Abkehr von denkmalschützerischen Überlegungen. Das Ergebnis der Umgestaltung verwandelte das prächtige Ensemble des Platzes, an dem die – veränderten – Lichtmasten aus der Lueger-Zeit noch in größerer Zahl und – bis auf zwei Ausnahmen – noch am originalen Standort standen, grundlegend. Die historischen an den Gehsteigrändern stehenden Lichtmasten wurden entfernt, dafür 28 neue „Lichtpfähle“ entlang der Straßenbahngleise platzmässig aufgestellt. Während sich die alten Masten stufenweise von 21 auf 12 cm Durchmesser verjüngten, haben die neuen Maste einen durchgehenden Durchmesser von 30 cm, sind ungegliedert und wirken dementsprechend klobig. Nachdem schließlich auch das preisgekrönte Lichtkonzept des spanischen Architekten Alfredo Arribas nur teilweise umgesetzt wurde, gilt die Neugestaltung des Schwarzenbergplatzes für weite Teile der Bevölkerung als misslungen.

An der Ringstraße wurden inzwischen fast alle noch verbliebenen Reste der



Abb. 38: Demontage der alten Masten

ehemaligen Bogenlampenmasten durch einen neuen plumpen Einheitsmast ersetzt. In den folgenden Jahren wurden zudem die ab 1982 nach historischem Vorbild nachgebauten Litfasssäulen ausgewechselt – einer Initiative Architekt Holleins folgend – durch inwändig beleuchtete, sich drehende Plexiglassäulen. Zeugte schon diese Maßnahme von einer Planung ohne jeden Standortbezug, so wurde mit den 2007 präsentierten Plänen für die Neugestaltung der Fußgängerzone Kärntner Straße/Stock-im-Eisen-Platz/Graben ein diesbezüglicher Höhepunkt erreicht. Das Gestaltungskonzept nach Plänen von Clemens Kirsch, das 2009 umgesetzt wurde,

ID Standpunkt:

Die Initiative Denkmalschutz fordert - wie in Presseaussendungen geschehen - die Anwendung der stadt bildbewahrenden Prinzipien des Leitbildes der MA 19 von 1991-93 ("Möblierung im städtischen Raum"). Nach den Zerstörungen am Schwarzenbergplatz und zuletzt am Naschmarkt ist es nun höchst an der Zeit die letzten verbliebenen Reste am Neuen Markt im Sinne dieses Leitbildes zu erhalten bzw. zu ergänzen.

sah einen neuen Straßenbelag in Form unterschiedlich großer und grau getönter Granitplatten, neue Sitzgelegenheiten und ein neues Beleuchtungskonzept vor. Der dafür gelieferte Lampen-Entwurf in schriller Rechteckform konnte sich nach heftigen Protesten nicht durchsetzen und es verblieb, allerdings als Neuanfertigung und nach oben gestreckt, das bisherige, sogenannte „Maiglöckchen-Modell.“

Dafür wurde in Fortsetzung der bisherigen Wegs im Jahr 2009 die großen Bogenlampenmasten mit ihren originalen Sockeln an der Linken Wienzeile – mitten im Ensemble des Naschmarkts und der Otto-Wagner-Häuser – abgetragen und durch den bekannten Einheitsmast ersetzt. Eine Restaurierung der teilweise beschädigten oder korrodierten Sockel bzw. ihr Ersatz durch originalgetreue Nachbauten, für die es in anderen europäischen Großstädten beeindruckende Beispiele gibt, wurde wieder nicht in Erwägung gezogen.

Die Chance, dies doch noch zu verwirklichen, bietet sich jedoch am Neuen Markt, für den Neugestaltungspläne beabsichtigt sind. Die dort noch vorhandenen Reste der historischen Beleuchtungsobjekte haben ein besseres Schicksal verdient als als Schrott verkauft zu werden oder in einem Depot der Magistratsabteilung 33 (Öffentliche Beleuchtung) zu enden. Für eine Weiterverwendung dieser Objekte, von der vor 10 Jahren noch andeutungsweise zu hören war, bieten sich in Wien genügend historische Orte an. Dazu aber müsste das Straßenmobiliar in Wien wieder als integraler und schützenswerter Teil des Straßenraums anerkannt werden und von der Philosophie der „Spannungsfelder“ zwischen historischer und zeitgenössischer Architektur, die das intellektuelle Feigenblatt bildet, unter dem das historische Stadt- und Straßenbild allmählich aufgegeben wird, abgegangen werden. |

Prof. Martin Kupf

iD-Führung Stadtmöblierung

28.5.2011 (siehe S.36)

Gasometer: Ausstopfen oder kreativ nutzen?

Ein Bildessay der Zeitschrift *Trend* pries im April 1989 die 1896 bis 1899 entstandenen vier Simmeringer Gasbehälter als die schönsten Gasometer der Welt und nannte als künftige mögliche Nutzungen die Verwendung als Außenstelle des Technischen Museums oder als Kulturzentrum des 11. Bezirks. Damals konnte man wenigstens einen der mächtigen Innenräume aus Anlass der stilvoll verunglückten SPÖ-Jubiläumsausstellung bewundern. Freilich hieß es damals

ungebrochen: Es handelt sich um die "Panometer" der "Asisi-Factory", Neuinterpretationen des Panorama-Konzeptes, eines im 19. Jahrhundert beliebtes Illusionsmediums, von dem es heute weltweit nur mehr 16 historische Beispiele gibt.

In Leipzig und in Dresden ist diese Idee der großen illusionistischen Rundbilder durch die Initiative des Architekten Yadegar Asisi und der Stadtverwaltungen bzw. ihrer Energieversorgungsunternehmen jüngst

Yadegar Asisi, übrigens ein gebürtiger Wiener persischer Herkunft, der in der DDR aufgewachsen ist, war der Vater dieser Idee. Für die um die Jahrtausendwende "zugebauten" Wiener Gasometer kam sie leider zu spät.

Besonders günstig waren die Voraussetzungen in Dresden. Dort gibt es ja die berühmten, wahrscheinlich mit Hilfe der Camera obscura – einer Vorstufe des Fotoapparates – erstellten Stadtansichten des Bernardo Bellotto



Abb. 39: Gasometer in Wien



Abb. 40: Gasometer in Dresden

auch schon, Kultur dürfe „nicht auf Kosten des Gaspreises gehen“ und es war klar: die Stadtwerke wollten die durch das Erdgas überflüssig gewordenen Gasspeicher loswerden.

Die Lösung des Problems ist bekannt: Die Gasbehälter gingen an den Wiener Wirtschaftsförderungsfonds, und dessen Suche nach ertragreicher Verwertung endete im Konzept „G-Town“ – das heißt, die Industriedenkmale wurden mitleidlos zugebaut: Mit einem Shopping Center, das die Hoffnungen der Investoren nicht erfüllte, mit Wohnungen, die keineswegs so „angesagt“ wurden wie das die zahllosen Sonderbeilagen der Zeitungen vor dem Eröffnungstermin 31.8. 2001 suggerierten und mit dem Archiv der Stadt Wien.

Hätte es substanzschonendere Alternativen gegeben?

Ein Blick nach Norden macht nachdenklich. In Dresden und Leipzig gibt es eine neue Besucherattraktion. Hunderttausende haben sie bereits frequentiert, doch das Interesse scheint

wieder belebt worden, und zwar mit großem Erfolg: Nicht mehr benötigte Gasometer wurden hier zu High-Tech-Panoramen umgebaut. Dank der digitalen Bildbearbeitung gewinnt man einen faszinierenden "fotorealistischen" Blick etwa auf das Rom des Jahres 325 n. Chr., auf das glanzvolle Dresden von 1756, knapp vor den Zerstörungen des Siebenjährigen Krieges, oder auf die Dschungellandschaft des Amazonas

Hohe Rundbauten

Die Idee ist so einfach wie genial: Der für das Panorama geschaffene Bautypus der Rotunde, speziell der erste, vorbildhafte Riesenbau von Hittorf auf den Pariser Champs Elysées von 1838 ähnelt im Querschnitt stark jenem des Gasometers. In beiden Fällen geht es um große, hohe Rundbauten mit weit gespannter, flacher Kuppel. Nichts liegt näher als die Idee, solche Kuppelbauten, wenn sie heute als Gasometer ihren Zweck verlieren, mit modernsten Mitteln wieder im Sinne des alten Illusionsmediums zu nutzen.

to, genannt Canaletto. Was dieser fleißige Künstler dank des besagten Linsensystems, im Großen und Ganzen topographisch korrekt, der Realität abgeschaut hat, lässt sich im Zeitalter der digitalen Bildbearbeitung mit Leichtigkeit perspektivisch verändern und anderen Blickpunkten anpassen.

Natürlich geben die Veduten des Bellotto nur einen kleinen Teil der Dresdner Altstadt wieder. Aber mit Hilfe von Stadtplänen und anderen bildlichen Darstellungen lässt sich das Bild ergänzen – und so ist es der "Asisi-Factory" gelungen, ein stimmiges Gesamtpanorama von Dresden um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu erstellen.

So wie Bernardo Bellotto seine Gemälde aus Detailstudien, ähnlich wie bei einem Puzzlespiel, zusammensetzte, kombiniert auch Asisi die Einzelheiten des barocken Dresden aus vielen Puzzlesteinen. Für die Dachlandschaften fotografierte er noch erhaltene barocke Dächer im rumänischen Hermannstadt, manche Fachwerkbauwerke "entlieh" er aus Qued-

linburg. Dabei wurde zum Teil klar, dass auch Bellotto keineswegs immer fotografisch genau gearbeitet und sich gelegentlich künstlerische Freiheiten genommen hatte. Für seine Vedute der alten Kreuzkirche schob der italienische Künstler etwa die vor der Front der Kirche stehenden Häuser gleichsam zur Seite und erweckte so den Eindruck eines großen Kirchenvorplatzes, den es nie gab.

Ob Asisi und seine Mitarbeiter in ihrer Komposition das Aussehen der einzelnen Palais und Häuser wirklich ganz genau getroffen haben, ist natürlich ungewiss. Der Gesamteindruck einer barocken Stadt in der Mitte des 18. Jahrhunderts ist aber überzeugend gelungen.

Barocke Kostüme

Bellotto diente übrigens auch in anderer Hinsicht als unschätzbare Quelle. An den staffagenreichen Werken des Venezianers konnte der Schöpfer des Panoramas die Mode der Zeit ablesen. Die reiche Figurenwelt Bellottos bevölkert also auch das aktuelle Panoramabild von Alt-Dresden. Ergänzend schlüpfen Asisi und seine Mitarbeiter in barocke Kostüme aus dem Fundus der Filmproduktion Babelsberg und ließen sich in das Panoramagemälde hineinmontieren. Der Meister selbst grüßt im schwarzen Rock vom Hauswartsturm des Schlosses herab.

Die Vorbereitungen für ein solches Panoramaprojekt dauerten zwei Jahre – sowohl im Hinblick auf die Recherche als auch auf die Umbauarbeiten des ehemaligen kleinen Gasometers der DREWAG (Dresdner Stadtwerke) zum "Panometer". Dann konnte das 27 Meter hohe und 106 Meter im Umfang messende digitale Panoramabild aufgezogen werden (es wiegt übrigens nur 570 kg). Dem Thema "1756 Dresden" ist auch eine interessante Rahmenausstellung gewidmet, die den Besucher mit dem Zeit-hintergrund und den bekanntesten Repräsentanten der Epoche vertraut macht.

Die Panometer-Projekte in Leipzig und in Dresden eröffnen einem beinahe vergessenen Massenmedium des 19. Jahrhunderts also die Chance der Wiedergeburt im High-Tech-Zeitalter. Mittels Lichtwechseln werden im 15-Minuten-Abstand Tag und Nacht simuliert, man hört Pferdegetrappel, Hähne krähen, sanfte Barockmusik



Abb. 41: Blick ins Innere eines Wiener Gasometers

einzelne Abschnitte des Panometers einmal "lebendig" werden könnten, dass Kutschen über die Brücke fahren und Passanten die Straßen entlang wandeln werden.

Eigentlich sollte, gemäß den historischen Vorbildern des 19. Jahrhunderts, das Dresden-Panorama nur begrenzte Zeit gezeigt werden. Allerdings wird heute von vielen Besuchern sein dauernder Verbleib in der Stadt an der Elbe gefordert. Kurzum, hier ist ein kühnes Experiment der Revitalisierung "überflüssig" gewordener Industriearchitektur geglückt. Der Besucher aus Wien aber kann nur erneut feststellen: Wenigstens einer der historischen Gasometer, die in Wien, auf nicht gerade glückliche Weise, in die sogenannte G-Town verwandelt wurden, hätte wohl auch eine Chance als Panometer verdient. |

Dr. Robert Schediwy

Literatur:

Asisi Factory (Hrsg.): 1756 – das barocke Dresden, Ausstellungskatalog 2007

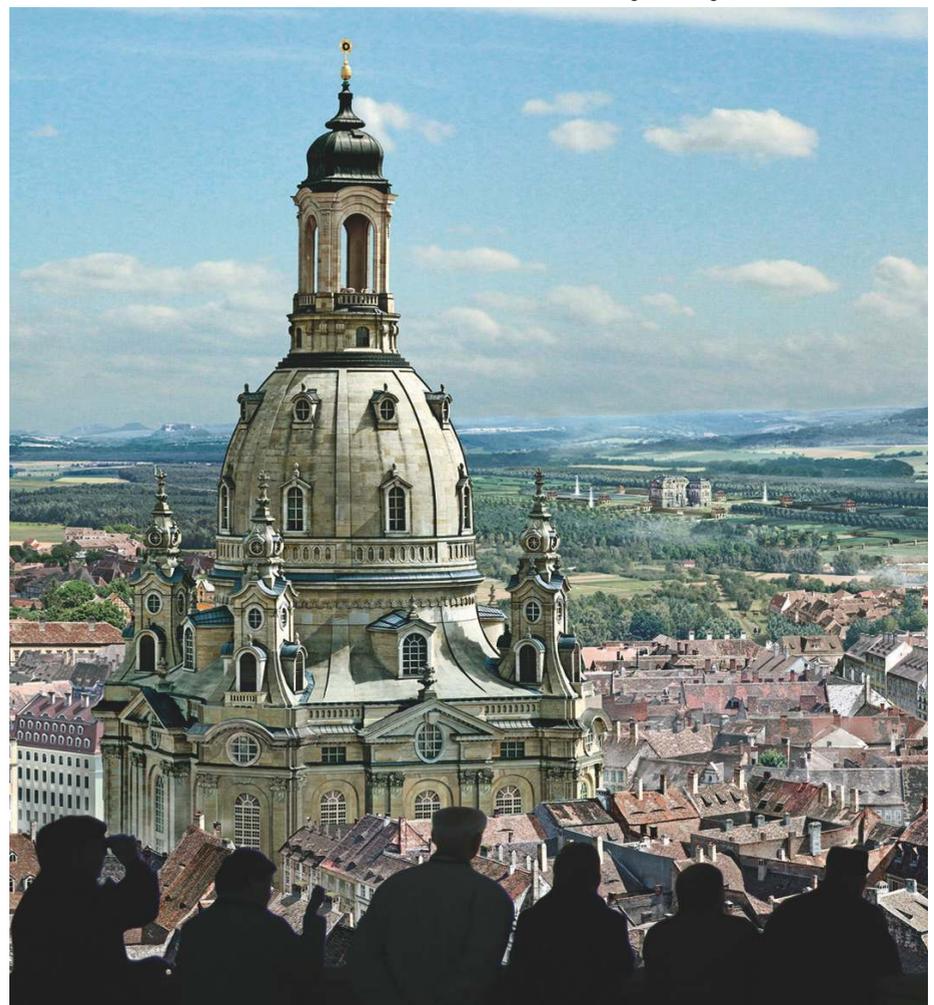


Abb. 42: Blick von der Panorama-Plattform auf das Panometer-Bild „1756 Dresden“ mit der Frauenkirche im Vordergrund

Erster großer Erfolg der Initiative Denkmalschutz - Vor dem Abriss gerettet:

Die Zinkhütte Döllach im alten Kohlbarn von Großkirchheim - Teil I

Zur historischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung der technischen Denkmale im Baukulturerbe von Großkirchheim



Abb. 43: Die Zinkhütte in Döllach, Gemeinde Großkirchheim, 2010

Im ehemaligen Markt Döllach, Gemeinde Großkirchheim in Kärnten steht an der Großglockner Hochalpenstraße ein von außen unscheinbares, aus Bachsteinen gemauertes Industriedenkmal aus der Bergbaugeschichte der Hohen Tauern. Die Anlage gilt laut TICCIH (The International Committee for the Conservation of the Industrial Heritage) als die letzte erhaltene Zinkhütte Europas (Abb. 43).

Rettung der Zinkhütte Döllach

Wie in Denkmail 05/2010 und 06/2010 berichtet, hat unsere „Initiative zur Rettung der Zinkhütte Döllach“ in enger Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt in letzter Minute die Rettung des Denkmals bewegt und von Anfang Juli bis Ende August ausreichende Finanzierungszusagen für die Sanierung und Restaurierung erreicht, sodass der für 1. September 2010 geplant gewesene Abriss abgewendet werden konnte! Seit Anfang Dezember 2010 steht die Zinkhütte Döllach bzw. der Kohlbarn unter Denkmalschutz. Die gesamte Liegenschaft wurde von der

Gemeinde angekauft und soll nach Sicherung und Restaurierung des Gebäudes als montanhistorisches Museum und technisches Denkmal der Goldbergbau- und Zinkhüttengeschichte Döllachs eingerichtet werden. Das Bundesdenkmalamt erarbeitet nun die Vorgaben und den genauen Plan zur Untersuchung, Erhaltung und Restaurierung aus. Im Frühjahr 2011 soll mit der wissenschaftlichen Dokumentation und der Baualteruntersuchung begonnen werden. Vor den Sanierungsmaßnahmen müssen jedoch die archäologischen Ausgrabungen Rudolf Franz Ertls von 1974 und 1979 zu Ende geführt werden und die im Boden unter ca. 2 m Schwemmsand befindlichen Objekte und Anlagen der Zinkverhüttung ausgegraben werden. Auch soll den Spuren der früheren Funktion des Kohlbarns nachgegangen werden, wie auch eventuelle toxische Rückstände aus der Produktion untersucht werden.

Historisches zum Gold und Silberbergbau und dem Baukulturerbe von Großkirchheim

Der „Alte Markt Döllach“ im Großkirch-

heimer Tal war seit dem Hochmittelalter das Zentrum des Gold- und Silberbergbaus südlich der Hohen Tauern. Ab 1157 war das Gut „aput Chyrichaim“ im Besitz des Klosters Admont, ging 1460 an die Habsburger. Ende des 15. Jh. war im Schloss Großkirchheim bereits ein Berggrichter eingesetzt und es kam zum Aufblühen des Edelmetallbergbaues. Traditionellerweise wurde so gut wie alles Gold und Silber der Region in Döllach geschmolzen. Der gotische Chor und die qualitätvollen Wandmalereien der Döllacher Kirche stammen aus dieser Zeit. Möglicherweise aus einer früheren Zeit stammte das Alte Schloss Großkirchheim, das im Mittelalter Sitz der Herrschaft Großkirchheim war und wahrscheinlich die Funktion einer Tal Sperre hatte. Ein Teil der mächtigen Mauern standen noch auf der Jennerischen Ansicht 1635, das südliche Tor stand noch bis in die 50er Jahre des 20 Jh. und die lange Mauer bis in die 90er Jahre des 20 Jh. Nur mehr Mauerreste, der alte Stadel und die Taverne sind vom mittelalterlichen Schloss übriggeblieben.

Die Gewerken Putz von Kirchambegk: 1485 kam die Familie des Lienhart Putz aus Augsburg, die sich später Putzen von Kirchambegk nannte ins Tal, und mit ihnen kenntnisreiche Knappen. Es kam zur wirtschaftlichen Blüte, die sich in vielfältigen Bautätigkeiten ausdrückte. Melchior Putz d. Ältere besaß bereits zahlreiche umfangreiche Bergwerksbetriebe und Anteile von Gruben in der Zirknitz, im Fleißtal, Gösnitz und Guttal, je ein Pochwerk im Fleißtal und in Döllach, ebenso Goldmühlen, Rösten und die „Alte Schmelz“ in Döllach, die in der Ruine des alten Schlosses eingerichtet war. Melchior Putz hat um 1530 das erste Putzenschlossl und 1561 dann das neue Schloss Großkirchheim nahe den Ruinen des Alten Schlosses erbauen lassen. Auch der Putzenhof auf den Feldern vor Döllach wurde von Melchior Putz begonnen, aber nie fertiggestellt. Das geräumige Schloss, das noch originalen Putz und Sgraffi-

ti aufweist, wurde in den sechziger Jahren des 20. Jh. von Josef Lindsberger, Antiquitätenhändler und Verfasser der kleinen Chronik von Großkirchheim, erworben und zum heimatkundlichen Museum umgewandelt. (Das Museum ist derzeit leider geschlossen). Anfang des 16. Jh. waren neben der Familie Putz Gewerken wie Martin Strasser und die Gasteiner Gewerken Weitmoser im Gold- und Silberabbau höchst erfolgreich, sodass neben dem ersten Putzenschlössl und der evangelischen Kirche im nordwestlich gelegenen Alten Schlossareal auch das Döllacher Ortszentrum mit behäbigen Gewerkehäuser und breiten Serpentin-Portalen entlang der Dorfstraße bereichert wurde (Abb. 46). Doch trotz wirtschaftlichen Erfolgen im Bergbau rumorte es in der damaligen Gesellschaft, 1525/26 kam es zum Bauernaufstand gegen die Unterdrückung und hohen Abgaben, auch standen die meist evangelischen Knappen gegen ihre Herren und den katholischen Klerus auf und forderten gerechte Arbeitsbedingungen und besseren Lohn. Die Kräfte der Gegenreformation forderten entweder die Unterwerfung oder die Vertreibung der Evangelischen, ihr Exodus bedeutete einen Verlust an Wissen und Kul-



Abb. 44: Gewerkehäuser am Döllacher Hauptplatz mit der Mariensäule



Abb. 45: Schloss und Schlössl Großkirchheim, um 1970

ture. Es waren aber auch die bereits unrentablen Abbaumethoden und letztlich die niedrigen Gold- und Silberpreise aus Amerika, die den Niedergang ausgelöst haben.

Mathias und Michael Jenner von Vergutz zu Sebegg und Bärburg: Um 1630 im Zuge der Rekatholisierung kamen neue Unternehmer ins Großkirchheimer Tal. Mit ihnen Mathias Jenner, Domherr zu Brixen in Süd-

tirol, der erfolgreich Bergwerke aufkaufte und gemeinsam mit seinem Bruder Michael neue Verfahren zur besseren Goldausbeute anwenden ließ und mit viel Optimismus einen neuen wirtschaftlichen Aufschwung schaffte. Mathias Jenner beschäftigte mehrere hundert Arbeiter, trieb seine Goldzechen - wie den Goldbergstollen im Sonnblickgebiet und den Bergbau im goldreichen Waschgang in der Zirknitz - weit hinauf in Schnee und Eis, und stieg damit zum erfolgreichsten Großgewerken seiner Zeit auf. Die Jenner ließen in der Zeit von 1630 bis 1765 die „Neue Schmelz“ an der Zirknitz in der Nähe der Goldmühle bauen, zu der ei-

ne Brücke hinüberführte. Anfang des 18. Jh.s investierten die katholischen Jenner einen Teil ihres erwirtschafteten Reichtums in die drei Großkirchheimer Kirchen: die Kirchen in Döllach, Maria Dornach und Sagritz wurden erweitert, barockisiert und mit neuen Altären ausgestattet.

1765 Übernahme der Jennerschen Gold- und Silberbergbaue durch den Staat: 1765 stellten die Gewer-

ken Michael und Franz Jenner von Vergutz den Bergbau in Döllach ein und erreichten die Übernahme der Bergwerke durch den Staat. Die kaiserliche Verwaltung in Wien „übernahm diesen Bergbau jedoch nicht aus spekulativen Gründen sondern der Armut und des Elends wegen, welches die Arbeiter durch die Betriebseinstellung getroffen hatte. Staatliche Fachleute durchforschten nochmals die Stollen der Goldzeche und des Waschgangs und deren Gutachten waren positiv, dass der Staat erleichtert die Arbeit wieder aufnehmen konnte, und zwar unter Führung des k.k. Assessors Franz Marcher“ wie J. Lindsberger in seiner Chronik schreibt. Die Gutachten waren zwar positiv gewesen, das Ergebnis der Bergwerke war aber nicht mehr befriedigend und so wurde der ärarische Betrieb der ehemals Jennerschen Bergwerke 1772 eingestellt. 1777



Abb. 46: Rauchfang mit alter Dachschräge, 2010

versuchte der Freiherr von Ankershofen nochmals einige Goldgruben in Gang zu bringen, stellte die Bemühungen aber bald wieder ein.

1794 Schließung der letzten Goldzeche: Unter Bergkommissär Graf Stampfer wurde rund um Heiligenblut in den Bergwerken der Fleiss und im Gösnitztal noch weiter nach goldhaltigen Klüften gesucht. Doch die seit 1765 zuständigen staatlichen Beamten, vor allem Assessor Franz von Marcher hatten anderes vor. Dass für das neue Vorhaben jedoch die letzte goldführende und als ergiebig bezeichnete Goldzeche auf Antrag des Grafen Stampfer 1794 geschlossen wurde und zu den hunderten Knappen, die ihre Arbeit seit 1765 verloren haben weitere hunderte Bergknappen, Säumer und Schmelzer hinzukommen sollten, das soll laut Rudolf Ertls Bericht im „Karinthin“ eine unrühmliche Ursache haben: Laut einem geheimen Bericht hat Berghutmann Johann Lindthaller, bis 1774 auf der Goldzeche beschäftigt, 1810 zu Protokoll gegeben haben, dass Bergassessor Marcher und Bergrat Dillinger den Knappen in der Liegendkluft im Fleißtal bei Heiligenblut befohlen haben soll, anstatt in die Richtung des goldhaltigen Ganges in die andere Richtung zu schlagen. Worauf der loyale Hutmann Sembler, der nach Anordnung des Bergkommissärs Stampfer in Richtung der Goldkluft schlagen wollte, sich der Anordnung Marchers widersetzt und daraufhin von ihm abgesetzt und zwangspensioniert wurde. Diese gegen den staatlichen Goldbergbau gerichtete Handlung des Beamten Marcher hatte zur Folge, dass die letzte Goldzeche in die roten Zahlen und in den Ruin geriet und der kaiserliche Bergkommissär Graf Stampfer letztlich die Schließung der letzten Goldzeche in Großkirchheim beantragen musste. Bergassessor Marcher hatte sich durchgesetzt. Damit brach eine sehr arme Zeit für Döllach an, die mit der absichtlich herbeigeführten Arbeitslosigkeit das neue Projekt der Zinkverhüttung nach dem neuen Zinkgewinnungsverfahren populär machte.

1796 - 1834 Projekt Zinkhütte Döllach: Bergassessor Marcher und Bergrat Dillinger aus Klagenfurt setzten sich für die 1794 arbeitslos gewordenen Bergknappen bei der verantwortlichen Bergbaubehörde in Wien ein, in Döllach, wie auch in Dellach im Drautal eine Zinkhütte einzurichten.

Unter dem sozialen Aspekt für die arbeitslosen Bergknappen, Schmelzer und Säumer aus dem Goldbergbau einen Ersatz und eine technisch ähnliche Arbeitsmöglichkeit zu schaffen, wurde die Genehmigung für das neue Zinkgewinnungsverfahren nach Marcher Dillinger in Döllach rasch erteilt. Da alle Einrichtungen aus dem Gold- und Silberbergbau vorhanden waren, wurden im Kohlbarn die nötigen Anlagen wie Erzrösten, Essen und Reverberieröfen errichtet. 1796 war die Zinkhütte in Döllach fertig eingerichtet.



Abb. 47: Reste der Ofenanlage, 1979

Die Arbeiter und Töpfer instruiert. Die arbeitslosen Knappen und Schmelzer aus dem Goldbergbau und die zuarbeitenden Handwerke hatten wieder Arbeit. An Rohmaterial fehlte es nicht und die großen Zinkblenderückstände auf den Halden der alten Moderegger Goldbergbaue in der hintersten Zirknitz wurden nach Döllach geliefert und in den vorhandenen Goldaufbereitungsanlagen mit der Wasserkraft der Zirknitz und der Möll in Mühlen vermahlen, geschlämmt und gewaschen. Zur Aufrechterhaltung des Projektes Zinkfabrik und für den kontinuierlichen Betrieb der Döllacher und auch der Dellacher Zinkhütte wurde zinkblendehaltiges Gestein aus Raibl bei Bleiberg in vielen Fuhren angeliefert.

1799 und 1800 fand die Glockner-Erstbesteigung statt, so kamen statt Goldgräbern nun Reisende, Bergsteiger und Forscher nach Großkirchheim ins obere Mölltal und besonders nach Heiligenblut und zum Glockner. So auch Naturforscher J. A. Schultes, der den Fürstbischof von Gurk Salm Reif-

ferscheidt auf seiner Glocknerexpedition begleitete und 1802 in seiner Reisebeschreibung über Döllach anführte: „Die armen Einwohner leben hier größten Theils von der Zinkfabrik, die man ihnen für die aufgelassenen Goldbergwerke noch hier gelassen hat. Sie beschäftigen beyläufig einige 80 Arbeiter. Der Galmey, aus welchem hier Zink bereitet wird, wird aus Bleyberg bei Villach hergeführt. Die Fracht beträgt für den Zentner 32 Groschen. Er hält beyläufig 23, guter wohl auch 32-37%. Wegen des Kalkes, welcher ihn verunreinigt, muß er gemahlen, geschlemmt und gewaschen werden. Diese Vorbereitungen machen hier kostbare Mühlenwerke und Wassergebäude an der alles zerstörenden Möll nöthig“.

Christian F. Hollunder berichtet, dass das Zinkerz in offenen Gruben in offenen, im Viereck ummauerten Röstestadeln, geröstet wurde und in diesem vorbehandelten Zustand an die Zinkhütte geliefert wurde. Die Tonröhren werden mit Ton „aus Lainach theils aus Obervellach herbeigeführt, hier gestampft und geschlemmt“ und in einer eigenen Töpferei gefertigt, der ein Meister mit 5 Gesellen vorsteht. Der Ton wurde dabei mit einer Art Asbestmehl (Antigoritserpentinverwitterungsprodukt) vermengt, das aus dem Topfsteinbruch nächst Mitten, oberhalb des ehemaligen Judendorfes, stammt. Über die Beschickung der Tonröhren schreibt Ch. Hollunder: „Das Beschiecken des Erzes und Füllen der Röhren ist das erste bey dem zinkofenbetriebe. Wendet man Blende an, so wird, nachdem sie gut gemahlen und geröstet ist, ein Quantum welches zur Füllung von 336 Röhren für einen Doppelofen hinreicht, genommen, mit feinem Kohlenstaube vermengt, und mit etwa 14 Cubicfuß Aschenlauge worinnen 26 Pfund Kochsalz gelöst sind angefeuchtet, und gleichmäßig durchgearbeitet. Alsdann muß noch zu dieser Beschickung 76 lb gelöschter Kalk, der aber immer wieder getrocknet, fein gepocht und durchgeseibt ist, gethan und gut vermischt werden. Die Vermischung kann auch vorher geschehen, ehe das Erz angefeuchtet ist. Nun nimmt man kleine Stückchen Kohlen von der Größe einer Haselnuß, und mischt auch die noch unter das Haufwerk, theils zur Beförderung der Reduktion, theils um die Masse locker zu machen. Mit

der beschriebenen Beschickung füllt man das Rohr, mittelst einer kleinen Schaufel soweit an, dass etwa noch 4 Zoll fehlt, bis es voll ist. In diesem leeren Raum bringt man noch kleine Kohlenstückchen, und oben auf dieselben befestigt man kreuzweise gelegte Kohlenstreifen, die an den Seiten mit Thon angeklebt werden. So ist es zum Einsetzen in den Ofen. In ein Rohr kommt etwa 5 bis 6 Pfund Erz". Weiter: „Diese Oefen wurden morgens um 9 Uhr angefeuert. Abends um 7 Uhr fingen sie schon an zu schlagen und Zink zu geben. Das Schlagen entsteht von der brennenden Luft, die sich bey der Reduktion des Zinkes entwickelt.... Die ganze Destillation dauert gewöhnlich 30 - 40 Stunden." Die jährliche Produktion der Zinkhütte betrug von 1794 bis 1801 durchschnittlich 600 bis 700 Zentner Zink, das dann hauptsächlich an die k. u. k. Messingfabrik Frauenthal in Unterteyer für 40 Gulden pro Zentner verkauft wurde. Nach Schultes betrug der Reinertrag der Döllacher Hütte nur

teuren Lebensmittel der Arbeitslohn sehr hoch und letztlich die Zufuhr von allen Seiten erschwert war. Die Kapazität der Dellacher Hütte soll im Jahre 1802 eineinhalbmal so groß gewesen sein. Die langen Transportwege, die Beheizung der Öfen mit Holz, die teuren Lebensmittel und die Arbeitslöhne waren auf die Dauer wirtschaftlich nicht haltbar, sodass die Bergbaubehörde in Wien 1834 verfügte, die Zinkhütte zu schließen.

Die Wiederentdeckung der Zinkhütte Döllach

Das sich nach Nordosten erstreckende Bauwerk und dessen Eingänge und Betriebsgelände liegen unter einer ca. 2 m tiefen Sandschicht, die aus vielen Überschwemmungskatastrophen der Zirknitzbaches stammt. Allein im 20. Jh. waren es drei, in den Jahren 1935, 1966, 1967. So waren bei den Hochwässern des 19. Jh. die Spuren der Döllacher Zinkfabrik überdeckt worden und bald vergessen. Und im

Ort wusste niemand mehr so recht, was es mit dem Kohlbarn auf sich hatte. Bis zum Jahr 1971 als Rudolf Franz Ertl im Mauerwerk des Döllacher Kohlbarn zahlreiche Tonscherben entdeckte und die bei Hollunder angegebene Zinkhütte Döllach zu Recht hier vermutete. 1974 leitete Ertl die erste industriearchäologische Grabung im Kohlbarn und ahnte nicht, dass er im nordseitigen Raum A „auf jenen Schacht stoßen sollte, in dem das für die Rekonstruktion des Reduktionsprozesses wichtige, teilweise nahezu unversehrte Tonröhrenmaterial lagerte. Nicht weniger als 195 cm tief musste gegraben werden, um auf jene Kulturschicht

festgestellt, in den ein gemauerter Schacht eingelassen ist. Dieser Schacht war randvoll mit Tonröhren, Tonröhrenbruchstücken und Ziegeln gefüllt ... aus dem etwa 250 kg Tonröhrenbruchstücke geborgen wurden". Im Raum B konnte bei der Grabung 1979 unter der gemauerten nordwestseitigen Esse die originale Ofenanlage ausgegraben werden, wie am Querschnitt und an den beiliegenden Abbildungen zu sehen ist (Abb. 47, 48).

Damit konnte Rudolf Ertl beweisen, dass im Döllacher Kohlbarn 1796 tatsächlich die „Zinkhütte Döllach" eingerichtet wurde und in Betrieb ging, um hier Zink nach dem neuen Reduktionsverfahren Dillingers mittels Reverberieröfen bzw. Flammenöfen zu gewinnen das auch „Carinthisches Verfahren" genannt wurde. |

Mag.^a art. Maria Ranacher

Fortsetzung im nächsten Denkmaltag

Literatur:

Wilhelm Günther, Entwicklung des Berg und Hüttenwesens und ihre wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung in: Mineral und Erz, Hohe Tauern, Ausstellungskatalog des Naturhistorischen Museums, Wien 1994

Josef Lindsberger, Grosskirchheim - kleine Chronik über die Geschichte des oberen Mölltales und des ehemaligen Marktes Döllach. Im Eigenverlag des Autors, o.J. 2. Auflage, Döllach, Zell am See

Nachweis der Zinkverhüttung:

J. Schultes., Reise auf den Glockner, Wien 1804

Ch. F. Hollunder, Tagebuch einer metallurgisch-technologischen Reise durch Mähren, Böhmen und einen Theil Deutschland und der Niederlande, Nürnberg 1824

R.F. Ertl Beitrag zur Kenntnis des frühesten Zinkhüttenwesens in Kärnten, in: Der Karinthiner Folge 90, S 103 - 156 Klagenfurt 1984

R.F. Ertl, Beitrag zur Geschichte der Gemeinde Heiligenblut, Wien 1974, mit Beschreibung des Zink-Reduktionsverfahrens S 501-529.

M. Wehdorn, U. Georgeacopol-Winischhofer, P. W. Roth: Baudenkmäler der Technik und der Industrie in Österreich, Steiermark-Kärnten, Band II, 1991 Böhlau Verlag Wien Köln Weimar

Rudolf Franz Ertl, Projekt Großkirchheim Zinkhütte, Wien Heiligenblut 2004



Abb. 48: Aufnahmen des originalen Zinkofens bei der Grabung 1979

deswegen 5000 bis 6000 Gulden jährlich, weil der Klaffer Holz 4 Gulden kostete, andererseits aufgrund der

zu stoßen, die die letzten Betriebsjahre repräsentiert. In 195 cm Tiefe wurde ein gestampfter Erdboden aus Erde

Das Oberstbergmeisteramt in Obervellach – eine positive Revitalsierung



Abb. 49: Das Oberstbergmeisteramt in Obervellach

Obervellach in Kärnten, Bezirk Spittal an der Drau, war seit der Mitte des 16. Jahrhunderts bis in das ausgehende 18. Jahrhundert Sitz des obersten Bergbaumeisters der innerösterreichischen Länder. Kaiser Maximilian hatte im Jahr 1509 den ersten Oberstbergmeister nach Obervellach bestellt. 1553 wurde das heutige, am Hauptplatz von Obervellach stehende Gebäude durch Kaiser Ferdinand angekauft, um dem Oberstbergmeister einen adäquaten Sitz einzurichten. Im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts erfuhr der im Kern auf das späte 13. Jahrhundert zurückgehende Bau eine umfassende Neugestaltung im Stil der Renaissance, was bis heute in Form des zweigeschoßigen Arkadenhofes und der Fassadengliederung sichtbar ist. Nach der Verlegung der Verwaltung nach Klagenfurt um 1780 befand sich das Gebäude zunächst im Privatbesitz, bevor es um die Mitte des 19. Jahrhunderts wieder in öffentliche Hand gelangte. Bis in die 1970er Jahre des 20. Jahrhunderts war dort das Bezirksgericht untergebracht.

In jüngster Zeit beschlossen DI Josef Vierbauch und MSc Wolfgang Rotomer das historisch bedeutsame und stark renovierungsbedürftige Objekt anzukaufen um stilvolle Ferienappartements, ein Cafe und Räumlichkeiten für die Unterbringung von touristischer Infrastruktur einzurich-

ten. Im vergangenen Herbst konnte die durch das Bundesdenkmalamt von Landeskonservator HR Prof. Dr. Axel Hubmann und Gebietsreferent DI Jürgen Moravi betreute Renovierung abgeschlossen werden. Den Bauarbeiten voran ging eine restauratorische Befundung der Oberflächen, der eine bauhistorische Untersuchung folgte. Diese führte zu neuen

Erkenntnissen bezüglich der Baugeschichte des Objektes und diente der Dokumentation von durch die Umbauten zutage getretener Befunde. Das gute Gesprächsklima zwischen Eigentümern und Denkmalamt führte zu denkmalgerechten Lösungen, größere Eingriffe in die Bausubstanz wurden durchwegs vermieden. Lediglich der im Zuge der Einrichtung von Gefängniszellen nach 1853 an der rückwärtigen Fassade angebaute Aborturm wurde abgetragen und durch einen Liftschacht ersetzt. Mit einer derartigen Positionierung des Aufzuges konnten große Durchbrüche durch die Renaissancegewölbe der ersten beiden Geschoße vermieden werden, zugleich stellt dieser ein Zitat des abgekommenen Bauteils dar. Abgesehen vom zweiten Obergeschoß, in dem durchwegs Trennwände des 20. Jahrhunderts bestanden, wurde keine irreversible Veränderung der bestehenden Raumteilung vorgenommen. Bei der Aufführung neuer Trennwände, die durch die Einrichtung von Appartements erforderlich war, wurde versucht, auf die Ausstattung Rücksicht zu nehmen. Bei einem mit einer barocken Stuckrahmendecke versehenen Raum des ersten Obergeschoßes wurden die neuen Zwischenwände mit Oberlichtern abgeschlossen, um den Gesamteindruck des Stuckspiegels zu bewahren.

Neben der Wiederherstellung historischer Raumfassungen und der Sichtbarbelassung aufgedeckter Malerei-fragmente wurde auch bezüglich der Erneuerung der Fensterstöcke dem Denkmal entsprochen. Gemäß vereinzelt erhaltener historischer Fenster aus dem frühen 20. Jahrhundert respektive den 20er/30er Jahren wurden wieder in allen Fenstern Kastenstockfenster mit zarten Profilen eingebaut. Von einem bewusst schonenden Umgang mit dem Objekt zeugt die Überdachung des Arkadenhofes, der nun bei jeder Witterung als Gastgarten des Cafés in Verwendung steht. Die Konstruktion des luftigen Glasdaches wurde derart gewählt, dass keinerlei Eingriffe in die barocke Dachkonstruktion vonnöten waren.

Der lang gezogene Hauptplatz von Obervellach hat in den letzten 50 Jahren durch unsensible Fassadensanierungen viel von seinem historischen Erscheinungsbild verloren. Mit der vorbildlichen Adaptierung des Oberstbergmeisteramtes geben Vierbauch und Rotomer neue Maßstäbe für zukünftige Renovierungen vor, die auf eine Aufwertung des Ortsbildes hoffen lassen. |

Mag. Christiane Wolfgang



Abb. 50: Blick in den Innenhof des revitalisierten Oberstbergmeisteramtes



Abb. 51: Der in aller Eile durchgeführte Abriss der Arbeiterwohnhäuser in Zeltweg

Kärnten - Klagenfurt: Problemfall Fassadendämmung

Eines der großen, noch zu wenig diskutierten Probleme der aktuellen Denkmalpflege stellt die Thematik der Wärmedämmung historischer Gebäude dar. Aktuell sorgte das Thema in Klagenfurt für Aufsehen: Die historische Gründerzeitfassade des Hauses Tarviser Straße 60 wurde abgeschlagen und ein Vollwärmeschutz angebracht. Der wertvolle Dekor ging dabei verloren. Klagenfurts Stadtplanungsreferendarin Marie-Louise Mathiaschitz forderte daraufhin seine Wiederherstellung. Ein solch nachträgliches Applizieren nachgefertigter Schmuckteile kann jedoch keine Lösung sein, wie in einer Presseaussendung der Grünen Klagenfurt betont wird, eine Meinung, der sich auch die „Initiative Denkmalschutz“ angeschlossen hat.

Österreichweit drohen zahlreiche alte Fassaden durch die gängige Praxis der Außendämmung in ihrem Erscheinungsbild gravierend verändert zu werden. Nur bei denkmalgeschützten Gebäuden ist eine solche verboten, für die vielen nicht geschützten, trotzdem aber für Stadt- und Ortsbild wichtigen Gebäude gelten dieselben Förderbestimmungen wie bei Neubauten. Hier ist eine erhöhte Sensibilität einzumachen, die in der Regel den Verzicht bzw. von politischer Seite auch ein Verbot derartiger Dämmungen be-

deuten muss.

Steiermark - Zeltweg: Abriss kam Denkmalschutz zuvor

In Zeltweg bestand in der Hauptstraße 84 und 86 eine Gruppe historischer Arbeiterwohnhäuser, die um 1920 von der Voest Alpine Montangesellschaft in Holzbauweise errichtet worden waren und zusammen mit Direktionsvilla und Werksmeister-Häusern ein architektur- und sozialgeschichtlich wichtiges Ensemble bildeten. In einer Nacht- und Nebelaktion wurden sie im November letzten Jahres abgerissen, wobei „Nacht- und Nebel“ durchaus wörtlich zu nehmen ist: Am Abend des Freitag, 27. November 2010, fuhr die Baumaschine auf, am Samstag um 6:20 früh morgens begann die Demolierung, um 8:45 bereits waren von den „Blockhäusern“ nur noch Bretterhäufen zu sehen. Die Eigentümerin der Objekte, die Stiwog-Immobilien-Gesellschaft, handelte hierbei aufgrund eines gültigen Abbruchbescheids, „zufällig“ zu einem Zeitpunkt, als bekannt wurde, dass das Bundesdenkmalamt ein Untersuchungsverfahren eingeleitet hatte. Auf der Liste der schützenswerten Kulturgüter der Steiermark waren die Häuser schon lange gestanden. Statt in den Dialog zu treten und Alternativen zum Abbruch zu prüfen, wurden seitens der Stiwog vollendete Tatsachen ge-

schaffen und Kulturgut unwiederbringlich zerstört – eine Vorgehensweise, die vom steirischen Landeskonservator Christian Brugger lt. „Kleiner Zeitung“ völlig zurecht als „skandalös“ bezeichnet wird. Der Landeskonservator werde sich künftig hüten, sich auf Eigentümer und den Willen zum üblichen Rechtsweg zu verlassen.

Wien - Neubau: Schicksal Sigmundgasse 5 weiter ungewiss

In Denkmail Nr. 4 berichteten wir über den zähen Kampf um das Biedermeierhaus Sigmundgasse 5, das als Teil eines komplett erhaltenen biedermeierlichen Straßenzugs unter Denkmalschutz steht. Trotzdem plant der Eigentümer, die Unternehmensgruppe Lenikus, an seiner Stelle einen Neubau zu errichten, wozu eine Abbruchgenehmigung erteilt wurde. Argumentiert wird mit der technischen Abbruchreife, zu der ein nicht ganz unumstrittenes Gutachten geführt hat. Dabei wurde seitens Lenikus nichts getan, um dem Verfall Einhalt zu gebieten, vielmehr wurde laut Anrainern der Verfall sogar bewusst forciert.

Zuletzt kam es Ende Jänner zu einer Bauverhandlung, bei der es um die behördliche Erlaubnis zur Errichtung einer Baustelle für den Abriss ging. Die notwendige Erlaubnis wurde vorerst nicht erteilt, die grüne Bezirksvorstehung hat sich gegen das Bauvorhaben ausgesprochen. Die Entscheidung über Lenikus' Neubauprojekt liegt bei der Oberbaubehörde; ob der Abbruchauftrag über dem Denkmalschutz steht, ist juristisch unklar. Problematisch ist der Abbruch auch aufgrund der Gefährdung der direkt angrenzenden Nachbarhäuser, deren statische Sicherheit durch den Abbruch in Frage steht.

Wien - Hietzing: Die verschleppte Schutzzone

Zwei Gründerzeithäuser in der Hietzinger Hauptstraße 100-102 sollen 2011 dem Abriss zum Opfer fallen. Die interessante Vorgeschichte in diesem Fall besteht in den über 10 Jahre währenden vergeblichen und verschleppten Bemühungen, die beiden Objekte in eine Schutzzone aufzuneh-



Abb. 52: Die gefährdeten Gründerzeithäuser in der Hietzinger Hauptstraße 100-102 in Wien

men: Bereits 1996 hat die Stadt Wien im Rahmen ihres Schutzzonenmodells Gebiete definiert, die "mit hoher Wahrscheinlichkeit" als schutzzonenwürdig eingestuft werden können, darunter auch die betroffenen Häuser. 1999 wurde das gegenständliche Gebiet von der MA 19 inventarisiert und wieder als schützenswert beurteilt ("eine nahezu geschlossene Reihe von erhaltenswerten Gebäuden"). Im Februar 2007 hat die Bezirksvertretung Hietzing den Antrag zur Schaffung einer Schutzzone einstimmig angenommen ("existiert ein nahezu geschlossenes Ensemble von Gründerzeit-Häu-

sern"). In der Antwort vom zuständigen Stadtrat Rudi Schicker wurde man auf die nächste Gebietsüberarbeitung vertröstet. Im Juni 2008 hat die Bezirksvertretung die Stadt Wien noch einmal auf die Dringlichkeit dieser Schutzzonenwidmung hingewiesen und um ehebaldigste Umsetzung gebeten, da in nächster Zeit Eingriffe in das Ensemble zu erwarten sind. Wieder wurde nichts unternommen und im Juni dieses Jahres wurde schließlich ein Neubauprojekt bei der Baubehörde eingereicht. Unser Verein hat den Fall zum Anlass genommen, in einer Presseausendung er-

neut auf die anhaltende Untätigkeit bei der Umsetzung von Schutzzonenweiterungen hinzuweisen und die rasche Umsetzung der Schutzzonenweiterungen im Sinne des Schutzzonenmodells aus 1996 gefordert.

Wien - Floridsdorf: Abriss der ÖBB-Werkstätten

Im Oktober letzten Jahres begann der Abbruch der ehemaligen Hauptwerkstätte Floridsdorf der ÖBB in der Brünner Straße 68-70 (zuletzt Technische Services), die dem hier geplanten neuen Krankenhaus Wien Nord weichen muss. Damit verschwindet ein gewichtiger Teil der Floridsdorfer Eisenbahntradition: seit 1873, als hier die „Locomotiv-Werkstätten der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn“ angesiedelt wurden, hatten die österreichischen Bahnbetreiber hier ein wichtiges technisches Standbein. Die Bausubstanz der beständig erweiterten Anlagen bestand bis zuletzt zu einem beträchtlichen Teil noch aus klassischen Sichtziegelbauten aus der Zeit der Jahrhundertwende, die Innenkonstruktionen dagegen stammten überwiegend aus der Zeit des Wiederaufbaus nach 1945. Dabei fand angeblich auch Eisenmaterial der 1956 abgetragenen alten (zweiten) Südbahnhofhalle eine neue Verwendung (Quelle: Wikipedia). Leider fand sich keine Stimme, die sich für den zumindest teilweisen Erhalt dieses verkehrshistorischen Denkmals aussprach. Das neue Krankenhaus Wien Nord soll 2015 eröffnet werden.



Abb. 53: ÖBB-Hauptwerkstätte Floridsdorf, Innenansicht



Abb. 54: Ein klassischer Sichtziegelbau der ÖBB-Werkstätte Floridsdorf

Veranstaltungen / Termine

Samstag, 19. März 2011

Die Glockensammlung Pfundner.

Es führt Martin Pfundner.
Am Standort der alten Glockengießerei Josef Pfundner befindet sich die weltgrößte Sammlung historischer Kirchenglocken. 80 Glocken aus der Zeit von 1242 bis zum 20. Jahrhundert.

Ort: Senefeldergasse 70, 1100 Wien. **Zeit:** 10:30 Uhr
Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) 8.- Euro



Abb. 55: Glockensammlung - 19.3.2011

Samstag, 2. April 2011

Vollversammlung der Initiative Denkmalschutz im Baumgartner Casino, dessen Festsaal wieder in seiner ursprünglichen Pracht strahlt und der wegen seiner einzigartigen Akustik auch von den Wiener Philharmonikern für Tonaufnahmen genutzt wurde. Infolge der Restaurierungsarbeiten wurde auch das weiß übermalte Deckengemälde wieder hergestellt. **Ort:** Linzer Straße 297, 1140 Wien. **Zeit:** 10:00 Uhr



Abb. 56: Baumgartner Casino - 2.4.2011

Samstag, 16. April 2011

Besichtigung des Bisambergsenders. Es führt Ing. Bernd Ruthner. Der Bisambergsender wurde 1933 in Betrieb genommen. Nach den Zerstörungen 1945 wiederaufgebaut hat sich die Sendeanlage aus den 1950er Jahren beinahe vollständig im Originalzustand erhalten, was aufgrund der raschen Entwicklung der Nachrichtentechnik außergewöhnlich ist. Mit Ende 2008 wurde der Sendebetrieb endgültig eingestellt und im Februar 2010 wurden die beiden Sendemasten gesprenzt. Das Sendegebäude steht unter Denkmalschutz und harret nun einer ungewissen Zukunft.

Ort: Bisambergsender, Oskar-Czeija-Gasse 1, 1210 Wien. **Zeit:** 9:45 Uhr
Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) 8.- Euro



Abb. 57: Bisamberg-Sendeanlage - 16.4.2011

Montag, 18. April 2011

Erstes Mitgliedertreffen in Salzburg und erstes außerhalb von Wien. In der Villa Neu-Stein, die 2010 den Preis des Österreichischen Burgenvereins für eine vorbildliche Restaurierung erhalten hat (www.neustein.at). Das Interessante daran ist, dass der Salzburger Hofbaumeister Georg Laschensky eine Lederfabrik bauen sollte, jedoch mit „Industrie-Architektur“ noch wenig Erfahrung hatte. Deshalb wurde das Gebäude für seine Bestimmung ziemlich schlossartig. Im Jahr 1886 wurde es wegen seiner guten Lage und stattlichen Erscheinung von Max Freiherr von Erggelet erworben und innen in ein Stadtpalais umgebaut. Die Fassade blieb jedoch fast unverändert.

Ort: Villa Neu-Stein, Arenbergstraße 2, 5020 Salzburg. **Zeit:** 17:30 Uhr
Gäste und Interessenten willkommen, Voranmeldung erbeten.



Abb. 58: Villa Neu-Stein - 18.4.2011

Montag, 2. Mai 2011

Filmvorführung Marienthal in Vorbereitung des Tagesausflugs zur Arbeitersiedlung in Gramatneusiedl am 7. Mai.

Ort: Augartenzelt ("Widerstandscamp") am Augartenspitz, Obere Augartenstraße 1e (vis-a-vis Nr. 58; U2-Station "Taborstraße"), 1020 Wien
Zeit: 19:30 Uhr, Eintritt frei, Voranmeldung empfohlen

Samstag, 7. Mai 2011

Die Arbeitersiedlung Marienthal in Gramatneusiedl, Niederösterreich. Es führt Reinhard Müller (Soziologe, Uni Graz). Die berühmte Sozialstudie "Die Arbeitslosen von Marienthal" aus 1933, der Klassiker der empirischen Sozialforschung, machte den Namen "Marienthal" international bekannt. Die Führung soll die noch erhaltenen Baulichkeiten in ihrem sozialen und historischen Kontext würdigen. Leider wurde 2008 das Arbeiterwohnhaus Altgebäude aus 1773/1845 (ehem. Theresienmühle) großteils abgerissen (vgl. Abb. 1 auf S. 2)

Treffpunkt: 10:00 Uhr, Gemeindeamt, Bahnstraße 2a in 2440 Gramatneusiedl; **Dauer:** (inkl. Mittagspause) bis ca. 17:00 Uhr

Anreise: individuell bzw. per Bahn ab Wien (9:35 Uhr); Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) 15.- Euro



Abb. 59: Arbeitersiedlung Marienthal - 7.5.2011

Veranstaltungen / Termine

Fortsetzung von Seite 35

Samstag 28. Mai 2011

Wiener Metallguss-Stadtmöblierung.

Führung von Dr. Irmgard und Herbert Wansch.

Spaziergang durch die Wiener Innenstadt zu historischen Ausstattungselementen wie Lampenmasten, Zäunen und Geländern (In Fortsetzung der Führung vom September 2009).

Treffpunkt: 14:00 Uhr, U3-Station Stubentor / Dr.-Karl-Lueger-Platz, 1010 Wien

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) 8.- Euro

Samstag, 18. Juni 2011

„Kleine Bad Vöslauer Kunst- und Kulturgeschichte“

Es führt Kunsthistoriker Dr. Otmar Rychlik. Einleitende Worte im „Hotel Stefanie“. Anlässlich der Diskussion um den beabsichtigten Abriss der „Louisevilla“ (s. S. 38) und die geplante Verbauung des Schlossparks Gainfarn (s. S. 36).

Treffpunkt: 10:00 Uhr im „Hotel Stefanie“, Jägermayerstraße 2, 2540 Bad Vöslau (direkt beim Vöslauer Bad)

Anreise: individuell oder gemeinsam per Bahn ab Wien

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) 8.- Euro

Freitag, 5. August 2011 (Ersatztermin 12. August 2011)

Sommerfest des Vereins im Garten des historisch bedeutenden Hauses Wattmannngasse 11, das zum Teil von Adolf Loos ausgestattet wurde. Im Garten war die so genannte „Hietzinger Schule“ - eine der ersten Wiener Einrichtungen, in denen Kinder Projektunterricht genossen und von analytisch geschulten Lehrern betreut wurden. **Zeit:** 16.30 Uhr, **Ort:** Wattmannngasse 11, 1130 Wien, **Anmeldung bis Freitag, 29. Juli 2011** erforderlich (Mindestteilnehmerzahl!)

Beitrag für Führung und Garten (Spende) € 9,-, Mitnahme von Speisen und Getränken erbeten.

Freitag, 26. August 2011

Besichtigung des ehemaligen Zeiss-Werks in Wien-Penzing.

Dr. Helmut Lackner, Sammlungsleiter des Technischen Museums führt durch den 1916/17 nach Plänen von Robert Oerley errichteten Stahlbetonbau mit seiner signifikanten Observatoriumskuppel. Da das Areal vom Bundesheer genutzt wird und für Führungen üblicherweise nicht zugänglich ist, benötigen wir eine **Anmeldung bis spätestens 11. August 2011**. Fotografieren während der Führung ist nicht erlaubt und die angemeldeten Teilnehmer müssen einen **Lichtbildausweis** mitbringen.

Treffpunkt: 17:00 Uhr, Braillegasse 35, Kasernenwache / Schranken, 1140 Wien

Anmeldung erforderlich, Führungsbeitrag (Spende) 8.- Euro

MITGLIEDERTREFFEN

Auch Nichtmitglieder sind herzlich willkommen!

21. März, 18. April (in Salzburg, siehe Details S. 35), 16. Mai, 27. Juni, 5. September 2011

Wenn nicht anders angegeben, jeweils Montag ab 18:30 Uhr im Gasthaus „Zur Reblaus“ (im Hof hinten), Obere Augartenstraße 72, 1020 Wien (U2-Station Taborstraße, Ausgang Taborstraße)

Hinweis: Die Teilnahme an Veranstaltungen ist nur Mitgliedern möglich (falls nicht anders angegeben), für Neumitglieder ist die erste Führung gratis! Bei Mitgliedertreffen sind Gäste und Interessenten willkommen. Allfällige Änderungen und nähere Informationen werden rechtzeitig per Newsletter (e-Mail) und auf <http://idms.at> bekannt gegeben.



Abb. 60: Metallguss-Stadtmöblierung - 28.5.2011



Abb. 61: Bad Vöslau - 18.6.2011



Abb. 62: Wattmannngasse 11 - 5.8.2011



Abb. 63: Zeiss-Werk - 26.8.2011